Proben
geiſtlicher Lieder,

gröſtentheils

bei beſonderen kirchlichen Veranlaſſungen

gedichtet

und

als Gedenkbüchlein für Confirmanden

zuſammengeſtellt und herausgegeben

von

Wilhelm Meinhold,
evangel. Pfarrer zu Crummin auf Wollin.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stralſund,
in Commiſſion bei M. Hauſchildt.
1834.

Inhalts-Verzeichniß.

1.	Tauflied	Seite	5
2.	Confirmationslied	"	5
3.	Nach der Versuchung	"	7
4.	Am Hochzeitsfeste	"	8
5.	Trostlied für Arme	"	9
6.	Trostlied für trauernde Aeltern	"	10
7.	Einem Sterbenden vorzubeten	"	12
8.	Am Erndtefeste	"	13
9.	Am Todtenfeste	"	14

Vorwort.

Bei der Herausgabe dieſer wenigen geiſtlichen Lieder werde ich von einem doppelten Zwecke geleitet. Einmal nämlich iſt es ſchwer, in unſerm Pommerſchen Vollhagenſchen Geſangbuch überall paſſende Geſänge für außerordentliche kirchliche Feſte zu finden, und namentlich auf das Confirmations-, Hochzeits-, Todten- und Erndtefeſt. Da ſuchte ich denn dieſem Mangel nach beſten Kräften abzuhelfen und die nächſte Veranlaſſung gab mir dazu das ſchon vor mehreren Jahren für meine frühere Gemeinde eigends abgedruckte und hier verbeſſert erſcheinende Confirmationslied Nr. 2. Fremde Geiſtliche nämlich, welche hin und wieder Zeuge von der ergreifenden Wirkung dieſes Liedes auf Aeltern und Kinder geweſen waren (wozu aber wohl das Neue des religiöſen Wechſelgeſanges zwiſchen beiden Theilen das Meiſte beigetragen haben und ferner beitragen dürfte), äußerten das Verlangen, es auch in ihre Gemeinden einführen und den Confirmanden als Gedenkbüchlein mitgeben zu wollen. Ich ſtellte deshalb und in Bezug auf jenes kirchliche Bedürfniß dieſe kleine Liederſammlung zuſammen, zu welcher der Confirmande gewiß oft mit wehmüthiger Freude zurückkehrt, wenn

er späterhin zum ersten Male Patenstelle vertritt, oder an seinem Hochzeitsfeste, oder in häuslichen Lagen und Verhältnissen, in welchen die Wasser der Trübsal an seine Seele gehen. Vollständiges jedoch konnte und sollte hier nicht geliefert werden.

Daher erlasse ich Geistlichen, welche von dieser kleinen Sammlung Gebrauch machen wollen und sich direkte an mich selbst wenden, das Exemplar bei Parthieen für 1½ Ngr., und bemerke noch, daß des Evangel. Bischofes und Generalsuperintendenten, Herrn D. Ritschl's Hochwürden, welchem ich diese Lieder vorzulegen mich beehrte, gegen das dogmatische Element derselben nichts einzuwenden hatten.

Zweitens aber geschieht die Herausgabe auch in der Absicht, um der bevorstehenden Erscheinung meiner sämmtlichen Gedichte, von denen die größere Hälfte religiöser, wenn eben auch nicht kirchlicher Natur ist, dadurch den Weg anzubahnen, und bitte ich die Herren Redakteure der resp. Zeitschriften, auf diese kleine Sammlung deshalb und weil von mir bis dahin noch nichts Reinreligiöses bekannt geworden, eine nähere Rücksicht zu nehmen, als sie an sich vielleicht verdienen dürfte.

W. Meinhold.

1. Bei der Taufe eines Kindes.

Melod. Jesus meine Zuversicht ꝛc.

1. Der du täglich um uns bist, bis die Welt gewinnt ihr Ende, öffne, o Herr Jesu Christ, deine treuen Heilandshände, diese Händlein zu empfangen, welche schutzlos um sich langen!

2. Schutz und Schirm der ganzen Welt, sey ein Schutz auch diesem Kinde. Unter dir, du starker Held, kämpf' es wider Lust und Sünde, und zu frommen Gotteswerken laß es deine Taufe stärken.

3. Quell, aus dem das Wasser fließt, welches allen Durst vertreibet, selig ist, wer dich genießt und an dich von Herzen gläubet! Ach so komm denn und entzünde Glauben auch in diesem Kinde.

4. Denn kein Pate hat Verstand, Geist und Herz ihm zu regieren; auch der Aeltern schwache Hand kann es deinen Weg nicht führen: unser Mühen ist vergebens, du nur kannst es, Weg des Lebens!

2. Am Confirmationstage.

Melod. Jesus meine Zuversicht ꝛc.

1. Treuer Heiland, der da spricht: Laßt die Kindlein zu mir kommen, wehret meinen Kleinen nicht, die ich liebreich angenommen, denn das Himmelreich ist ihr: Herr, sie kommen, sie sind hier!

2. Die das Mutterherz gehegt unter soviel Angst und Sorgen, die der Vater groß gepflegt, und für sie, vom frühen Morgen bis zur späten Abendzeit, tausend Mühen sich geweiht;

3. O Herr Jesu, sie sind hier, und das Aeltern-herz voll Thränen wallt zu dir, zu dir, zu dir! — all' sein Hoffen, all' sein Sehnen, all' sein Fleh'n ist nicht für sich: für sein Kind nur fleht es dich!

4. Sende Herr von deinem Thron deinen Engel, der es leite, wie Tobias guten Sohn, durch des Lebens öde Weite; wie Maria, deine Magd, stärk' es, wenn es wankt und zagt! —

5. Kinder, theure Kinder, hört, was von Gott wir für euch bitten, wenn die Sünd' euch einst bethört und ihr müd' euch schon gestritten, denkt an diesen Augenblick, und die Kraft kehrt euch zurück.

6. Ach ihr wißt, ihr ahnet nicht, wie es thut dem Aeltern-herzen, wenn euch Schmerz und Leid geschicht, aber größer sind die Schmerzen, wenn der Sünde ihr erliegt, darum steht und kämpft und siegt! —

(Kinder.)

7. Ach ich thränenvolles Kind bin in Wehmuth ganz vergangen, und wenn Thränen Worte sind, werd' an Gott ich ewig hangen, wie mir auch der Fürst der Welt einstens seine Netze stellt!

8. Gott ist meine Zuversicht, Gott wird meine Schritte leiten, Gott verläßt die Seinen nicht, Gott wird seine Flügel breiten, daß ich unter ihrem Schutz dem Versucher biete Trutz.

9. Und nun will ich mich dir nahn, guter Hirte voll Erbarmen; nimm mich schwaches Lamm auch an, das sich sehnt nach deinen Armen; schließ auch mir dein Herz nicht zu, Christus, guter Hirte du!

(Gemeine.)

10. Siehe deine Kindlein nahn in dem weißen Unſchuldkleide, weide ſie auf eb'nem Plan; deine Lämmer nimm und weide, und wenn je dein Lamm verirrt, ſuch' es wieder, guter Hirt! —

(Nach der Einſegnung. Schlußvers.)

11. Amen! möcht' es doch geſchehn, was ihr Gott gelobtet, Amen! Möchtet in die Welt ihr gehn in des Welterlöſers Namen; denn, wer ihn im Herzen hält, überwindet nur die Welt!

3. Nach der Verſuchung.

Melod. Sey Lob und Ehr dem höchſten Gut ꝛc.

1. Noch lebeſt du barmherz'ger Gott, noch hilfſt du deinen Frommen, noch ſtärkſt du ſie in ihrer Noth, damit ſie nicht verkommen; noch währet deine ew'ge Kraft und deine ew'ge Vaterſchaft, das hab' auch ich empfunden.

2. Ich ſprach: mein Gott verſuche mich nicht über mein Vermögen, ich ſaß und weinte bitterlich und rief um deinen Segen; ich nahm zu Hand dein heilig Buch und ſuchte manchen lieben Spruch: vergebens, ach vergebens!

3. Ganz, wie ein armes Thier erſchrickt, dem plötzlich und geſchwinde des Jägers Netz die Bruſt umſtrickt, umſtrickte mich die Sünde. Es regt umſonſt die Glieder — ach, die eigne Kraft iſt viel zu ſchwach; ſo war es auch die meine.

4. Da ließeſt die Verſuchung du mein Gott ein End' gewinnen, da ſtreckteſt du die Hand mir zu und ſtärkteſt meine Sinnen; ich weiß nicht, wie mir plötzlich ward, wie Vaterſtimmen lieb und zart vernahm ich es im Herzen.

5. Mir ward die Brust so wunderweit, mein Auge ward gelichtet, und ohn' Verdienst und Würdigkeit fühlt' ich mich aufgerichtet: das Netz der Sünde riß entzwei, und 'ein Geschöpf ward wieder frei, du ewiger Erbarmer!

6. Drum, wie sich freudig himmelan ein Vöglein pflegt zu schwingen, wenn es des Jägers Netz entrann, will ich zu dir mich ringen! — Ja Seele sieug dem Herren zu, du theure Engelschwester du: auf, auf mit Engelflügeln!

4. Am Hochzeitsfeste.

Melod. Auf Gott und nicht auf meinen Rath ꝛc.

1. Der ernste Augenblick ist da — Allmächt'ger, bald verkündet mein Mund das inhaltvolle Ja, das ewig mich verbindet. Mein Mißgeschick, wie alles Glück, um das ich könnte bitten, hängt ab von zween Schritten.

2. Zwar lieblich scheint mir dieser Raum, doch mancher ging erfreuet und hoffnungsvoll, wie ich, ihn kaum, als es ihn schon gereuet. Zu welchem Weh' wird oft die Eh', zu welchem bittern Leide wird oft die Hochzeitsfreude!

3. Was wird denn mir beschieden seyn in meinem Ehstandsleben? wird mich auch einst das Ja gereun, das heut ich hier gegeben? eß ich mein Brod in Sorg und Noth, eß ich's in Ruh und Frieden, was wird mir seyn beschieden?

4. Vielleicht muß auch mein armer Leib noch viel auf Erden leiden — und, wer von uns, Mann oder Weib, wird dann zuerst verscheiden? — O Gott, wie blind wir Menschen sind, die nichts gewisser wissen, als daß sie sterben müssen!

5. Drum setz' auf dich, o Herr, allein ich einzig mein Vertrauen, du brichst das Haus des Reichen ein, du kannst's dem Armen bauen, und Traualtar wie Todtenbahr siehst du zusammenrücken vor deinen ew'gen Blicken!

6. Was sollt' ich denn beklommen seyn? ich will zum Altar gehen, denn dorten steh' ich nicht allein, der Herr wird bei mir stehen. Komm, liebe Braut, wer Gott vertraut, der steht auf Felsensteinen, komm, Gott soll uns vereinen!

(Nach der Trauung.)

7. Nun hat der Herr als Weib und Mann zusammen uns gegeben, nun treten wir die Wallfahrt an durch dieses Erdenleben in Freud' und Noth bis an den Tod, und werden nie ermüden, läßt Gott uns seinen Frieden!

5. Trostlied für Arme.

Melod. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.

1. Was sprichst du: mich hat Gott verstoßen, ich such' umsonst mein täglich Brod? Du lästerst den Erbarmungsgroßen, der nah dir ist, wie deine Noth; der deine Haare hat gezählt, weiß wohl, was deine Seele quält.

2. Was neidest du den reichen Sünder und wähnst vor Thränen zu vergehn, wenn du und deine nackten Kinder umsonst um Schutz und Brod ihn flehn; was murrst du, ungetreuer Knecht, und nennst den Herren ungerecht? —

3. Ach, laß verstummen deine Klagen und höre Christi Stimme an: „du sollst nicht sorgen und nicht sagen: was eß' und trink' ich, armer Mann! Gott wußte wohl was du bedarfst, eh' du dich betend niederwarfst.

4. Sieh' an die Vögel unter'm Himmel, sie sä'n und erndten nicht, und doch ernähret der Vater sie im Himmel wie gestern so auch heute noch. Bist du denn nicht viel mehr denn sie? — Kleingläubiger, drum zweifle nie!"

5. So tröstet Christus dich, dein König, o Herz, und dennoch bleibst du kalt? Hatt' er denn mehr wie du? — wie wenig hatt' Gottes Sohn in Knechtsgestalt; sah nicht die Wüste seine Noth, erſucht' er aber Gott um's Brod?

6. Dein König, der so hoch gefürstet, als nie ein Fürst auf Erden ward, rief er am Kreuze nicht: „mich dürstet!" wann war dein Schicksal je so hart? Beut dir die süße Quelle nicht den Labetrank, der ihm gebricht?

7. Die Füchse haben ihre Gruben, der Gott, an den die Menschheit glaubt, fand aber, bis sie ihn begruben, hier keine Stätte für sein Haupt: der Gott, an den die Menschheit glaubt, fand keine Stätte für sein Haupt! —

8. Drum leide dich zu Christi Ruhme, o Herz, und laß dein Weh und Ach. Das Fischlein und die Brodeskrume verwandelt er noch tausendfach, und, wenn die Noth am größten ist, ist er am nächsten, lieber Christ!

---

6. Trostlied für trauernde Aeltern.

Melod. Alle Menschen müssen sterben ꝛc.

1. Liebe Christen, laßt das Klagen! Schließt sich euch die Erde gleich, wenn sein Sarg wird zugeschlagen: offen bleibt der Himmel euch! Christen, warum so erschrocken? — durch die dumpfen Scheidegloken tönt des Glaubens Herrlichkeit selig in das Erdenleid!

2. Hört ihr nicht die Wolken klingen, die der reine Geist zertheilt, hört ihr nicht die Sterne singen, wo der süße Engel weilt? wollt ihr nicht die Stimme hören: „auch das Grab soll einst gebähren, unverweslich schön ersteht, was verweslich ausgesät?"

3. Ach, ihr schlagt die Augen nieder, die von ew'gen Thränen blind, und erhebt den Jammer wieder um das liebste, theu'rste Kind: „unsre Herzen sind gebrochen, Kind, wie viel hast du versprochen, klares Auge von Saphir, welche Zukunft lag vor dir!"

4. Wie ist in des Fleisches Schwächen euer kranker Geist verirrt! kann ein Mensch denn mehr versprechen, als daß er zum Engel wird? Weg mit Wissenschaft und Künsten, mit des Ruhmes Nebeldünsten: die gerechte Seele schwang sich zu einem höhern Rang.

5. „Ach, die größte Erdenfreude riß uns Gott von unsrer Brust!" — Sprecht, wo ist hier ew'ge Freude, sprecht, wo ist hier ew'ge Lust? — ach, die ew'ge Freude thronet nur, wo euer Liebling wohnet, gönnt ihr ihm ein Glück denn nicht, das kein Leid mehr unterbricht? —

6. „Ja, wir möchten's gern ihm gönnen, aber selber auch sofort jubelnd ihm nachfliegen können zu dem hellen Freudenort!" Seyd getrost, das kurze Heute wird vergehn und ihr, Erfreute, um ein Kleines wiedersehn, den ihr saht zum Vater gehn!

7. Ach, solch süßer Glaube lehret tragen alles Mißgeschick: um ein Kleines nur entbehret ihr eu'r größtes Erdenglück; heut noch bluten eure Wunden, morgen ist das Leid verschwunden, heut noch lebt ihr in der Zeit, morgen in der Ewigkeit.

8. Darum laßt das Aug' nur rinnen: es ist Staub und muß es thun; darum laßt das Herz nur sinnen, es ist Staub und kann nicht ruhn. Aber

du, erhab'ne Seele, schwing dich aus des Leibes Höhle; dich, Geschöpf der Ewigkeit, feßle nicht das Erdenleid! —

7. Einem Sterbenden vorzusingen oder vorzubeten.

Melod. Aus tiefer Noth schrei ich zu dir ꝛc.

1. O Herr erbarm dich meiner Noth, nach Trost ist mir so bange; kömmt endlich nicht dein lieber Tod, ach, Vater, wie so lange! Von Aengsten zittert mein Gebein und weiß und kalt wie Marmorstein ist meine feuchte Stirne.

2. O Herr erbarm dich meiner Noth, ich lieg, und lieg' und lechze vom Abend bis zum Morgenroth und winde mich und ächze, und bricht dein Morgen endlich an, so wünsch' ich mir die Nacht heran, und kömmt die Nacht — den Morgen.

3. Du ewige Barmherzigkeit, die du vor Liebe glüheſt, die du in schwarzer Dunkelheit das schwarze Würmchen sieheſt, die du sein leises Zucken hörst und seinen Schmerz in Lust verkehrst, erbarm' dich meines Jammers;

4. Du ewige Barmherzigkeit, die an dem Kreuzesstamme dem armen Schächer noch verzeiht, du brünstge Liebesflamme, mein Heiland wollst auch mir verzeihn und heut noch lassen bei dir seyn in deinem Paradiese.

5. Ach komm', ach komme, hörst du nicht, wie schmerzlich ich mich quäle, du kommst du ew'ge Zuversicht, was klingt durch meine Seele? — mein Auge bricht, mein Herz will stehn, Licht, Licht! — o Paradieseswehn: ich sterbe, mein Erbarmer! —

8. Am Erndtefeſte.

Melod. Nun danket Alle Gott ꝛc.

1. Die Erndte iſt vollbracht; — dankt Gott für ſeine Gaben, denn ſein iſt, was wir ſind, und ſein iſt, was wir haben. Nicht unſrer ſchwachen Hand, nicht unſerm ſauern Schweiß: nur dem barmherz'gen Gott gebührt allein der Preis.

2. Er hieß das Saamenkorn im Schooß der Erd' ſich regen, begoß den jungen Halm mit Früh- und Abendregen, und ſteckte unſichtbar beim hellen Sonnenſchein des Halmes ſchwerem Haupt die ſüßen Körner ein.

3. Dank dir, barmherz'ger Gott! der Vogel auf der Heide, wenn er ſein Körnchen fand, hebt ſich empor voll Freude und dehnt in blauer Luft die Flügel ſingend aus, als wüßt' er, ſo wie ich, den Weg in's Vaterhaus.

4. Wie könnt' die laue Welt denn meine Seele lähmen, wie mich die Creatur vor meinem Gott beſchämen? — Mein Gott, mein Troſt, mein Heil, mein Schirm und mein Panier, was bin ich, armer Menſch, ich Hand voll Staub vor dir? —

5. Gleich einem Saamenkorn bin ich empor geſchoſſen, ſo hat mich deine Hand mit Thränen hier begoſſen: in manchem Donnerſturm erbebte mein Gebein, und nieder ſank mein Haupt vom ſchwülen Sonnenſchein.

6. Ach, möcht' ich doch dereinſt als volle Aehre ſtehen, wenn ſich die Schnitter nah'n, das Feld des Herrn zu mähen, wenn man die Waizenſaat zuvor vom Unkraut trennt, und dies in Bündlein faßt und dann mit Feu'r verbrennt.

7. Ach ſammleten ſie dann auch mich in Gottes Scheuren, und würd' ich zugezählt den Schaaren ſeiner Theuren! Nun, ich vertrau' auf dich, Herr

Jesu steh' mir bei und mache, daß in dir mein letztes Ende sey! —

9. Am Todtenfeste.

Melod. Zion klagt mit Angst und Schmerzen ꝛc.

1. Laß, o trauernde Gemeine, jetzt den stolzen Erdenmuth und betrachte fromm das Eine, was allein dir nöthig thut: knie vor Gott in Demuth hin, Sterben ist auch dein Gewinn, aber Christus ist dein Leben, das laß wieder dich erheben!

2. Mag der sich're Sünder träumen, ferne steh' ihm noch sein Grab; wie die Blätter von den Bäumen jagt der Sturm sein Haar hinab, und bevor er sich's versieht, schließet sich sein Augenlied, muß er auf ein Brett sich strecken und die Frucht der Sünde schmecken.

3. Drum, mein Gott, laß mich bedenken, was der Sünder nicht bedenkt: daß auch mich sie einst versenken, wo sie Tausende versenkt. — Ach, mein Gott, wie Mancher fehlt, den man jüngst noch mitgezählt, ach, mein Gott, wie viele Thränen fließen, die zurück ihn sehnen! —

4. Doch, er schied aus unserm Kreise und es ruft ihn nicht zurück das Geschrei der armen Waise noch der Wittwe Thränenblick, nicht das Flehn der zarten Braut, nicht der Mutter Schmerzenslaut, nicht des Vaters tiefer Jammer: er ist stumm, wie seine Kammer.

5. Und, was er ist, ach das werde ich vielleicht schon morgen seyn; war nicht jede Hand voll Erde dieses Friedhofs einst Gebein? — Wo ist hier ein Stücklein Land, das nicht einst als Herz empfand, das, als Auge nicht geglühet, nicht als Menschenleib geblühet? —

6. Ja, mein armer Leib, zerſtoben biſt auch du in kurzer Zeit, ach vielleicht liegt ſchon gewoben irgendwo dein letztes Kleid! — Doch, mein Herz, ſey nicht betrübt: ſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ihr den Sohn gegeben und in ihm das ew'ge Leben!

7. Komme denn, du Nacht der Schrecken: Chriſtus iſt mein Morgenſtern; Chriſtus wird mich auferwecken, ich entſchlafe in dem Herrn. Sey mein Ende noch ſo nah: ſelig ſind die Todten ja, die entkommen dem Verderben dieſer Welt, im Herren ſterben! —

Daß ein Dieb weder sich selbst noch die Seinigen liebt.

Gelegenheitspredigt,

am ersten heiligen Pfingsttage 1835 gehalten

von

Johannes Wilhelm Meinhold,

evangelischem Pfarrer zu Crummin auf Usedom, der Königl. dänischen Gesellschaft der nordischen Alterthumskunde zu Copenhagen und der pommerschen Gesellschaft der Geschichte und Alterthumskunde zu Stettin und Greifswald Mitglied.

(Herausgegeben auf Kosten der Gemeine.)

Leipzig,
gedruckt bei F. A. Brockhaus.

KÜEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

Die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti, die Liebe Gottes und die Gemeinſchaft des heiligen Geiſtes ſei mit euch Allen! Amen.

An dem heutigen Tage, an welchem die chriſtliche Kirche gegründet wurde, ſollte unſer Aller Herz zur höchſten Freude erhoben werden. Denn wer ſollte ſich nicht innig freuen, wenn er an die großen Segnungen des Chriſtenthums gedenkt, welche zu faſt allen Völkern der Erde durchgedrungen, welche auch zu uns gekommen ſind, und uns Troſt und Ruhe für Zeit und Ewigkeit bieten, wenn wir ihnen nicht muthwillig unſere Herzen verſchließen. Iſt es doch, als ob heute die ganze Natur die Freude frommer Chriſten theilte; iſt es doch, als ob dieſer blaue Frühlingshimmel, dieſe grüne Erde, dieſe blühenden Bäume uns einlüden, uns Gottes, unſers Heilandes zu freuen, der heute zuerſt den Geiſt, den ewigen Tröſter in die Herzen ſeiner Gläubigen gegoſſen; iſt es doch, als ob dies Wiedererwachen alles Lebens aus dem tiefen Winterſchlafe uns an den großen Freudentag erinnern ſollte, wo auch uns der heilige Geiſt erwecken wird aus dem tiefen Schlafe des Todes; iſt es doch, als ob die tauſend freudigen Stimmen, welche wir draußen vernehmen, uns vorbilden ſollten die Freudengeſänge der Seligen am großen Morgen der Auferſtehung! —

Ja, meine Freunde, ſo iſt es; ein Freudentag iſt

uns angebrochen, und Alles rufet uns das Wort des Apostels zu: Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch!

Nichts desto weniger wird Mancher unter euch sein, dessen Herz sich heute nicht zu solcher Freude erheben kann. Zu diesen gehört auch mein Herz, denn, wenn ich dich überblicke, zahlreiche Gemeine, so werde ich von tiefem Schmerz ergriffen, weil ich mit dem Apostel bekennen muß: „Viele wandeln, von denen ich euch gesagt habe, nun aber sage ich auch mit Weinen, die Feinde des Kreuzes Christi; welcher Ende ist die Verdammniß, welcher der Bauch ihr Gott ist, und ihre Ehre zu Schanden wird, derer, die irdisch gesinnt sind." Denn es ist mir eine traurige Wahrnehmung, daß unter andern Lastern besonders der Diebstahl in einigen unsrer eingepfarrten Dörfer von Tage zu Tage auf eine erschreckliche Weise zunimmt. Schon bei Nacht und Nebel sollen einige Familienväter auf den Raub ausgehen, auch etliche sogar ihre Kinder in dies schändliche Handwerk einweihen. Darum ist nun mein Herz betrübt, und ich finde einen innern Antrieb in mir, dasselbe heute gegen euch auszusprechen, und, anstatt der trost- und freudenreichen Stimme des Evangeliums, die ernste und drohende Stimme des Gesetzes vor euch hören zu lassen. Denn mit Recht habe ich vermuthet, unter dieser zahlreichen Versammlung würden sich Manche finden, welche des gedachten Verbrechens höchst verdächtig sind, und die heute das gute Wetter, die Mode, die Gewohnheit oder auch wohl eine dunkle Sehnsucht nach dem göttlichen Worte in die Kirche geführt hat. Zu diesen will ich sprechen, da sie an den gewöhnlichen Sonntagen einzeln und selten hieher kommen. Und, sollte es mir gelingen, auch nur eine Seele zu retten, sollte ich mit dem Hammer des göttlichen Wortes, der, wie der Prophet sagt, Felsen zerschmeißt, auch nur ein einziges hartes Herz erweichen; so hätte ich demnach ein

freudiges Pfingſtfeſt gehabt, ja, ich kann mit Recht ſagen, das freudigſte meines Lebens!

Du aber, der du heute ausgegoſſen wurdeſt über die Apoſtel und ewig in deiner Kirche wirkeſt, o Geiſt des Vaters und des Sohnes, verleihe mir Schwachen deine Hilfe, der du allein befeſtigeſt die Wankenden, zurechtweiſeſt die Verirrten und aufrichteſt die Gefallenen, ach komme und richte auf meine gefallenen Brüder und Schweſtern, der du die ganze Chriſtenheit auf Erden berufeſt, ſammleſt, erleuchteſt, heiligeſt, und bei Jeſu Chriſto erhältſt im rechten, einigen Glauben, berufe, ſammle, erleuchte, heilige auch dies dein auf dem Wege der Finſterniß verirrtes Häuflein und führe es wieder zurück zu dem guten Hirten und ewigen Biſchof ſeiner Seele! Amen.

Evangelium Joh. **14**, v. **23—31.**

Wer mich liebt, ſagt Chriſtus, der wird mein Wort halten. Laſſet euch das Alle geſagt ſein, beſonders aber ihr Unglücklichen, auf die ich ziele. Es iſt unmöglich, ihr könnet weder Gott, noch euern Erlöſer lieben, denn ihr haltet ſein Wort nicht. Dieſes Wort ruft euch aber nicht minder, als das Geſetz zu: „Du ſollſt nicht ſtehlen!" denn der Herr war ja nicht gekommen, das Geſetz und die Propheten aufzulöſen, ſondern zu erfüllen. Aber ihr verachtet es, und gleichet ſo dem Judas, welcher es auch verachtete und ein Dieb ward. Mithin kann bei euch ſo wenig von Liebe zu euerm Erlöſer die Rede ſein, als einſt bei Jenem; das leuchtet einem Jeden von ſelber ein. Aber ich gehe weiter und behaupte, daß bei einem Dieb überhaupt von keiner Liebe die Rede ſein kann, weder von Gottes-, noch von Menſchenliebe, ja nicht einmal von Liebe zu ſich ſelbſt und den Seinen. Dieſe letzte Wahrheit müſſen wir heute noch näher betrachten, denn ich werde euch unter dem Beiſtande des göttlichen Geiſtes zu zeigen ſuchen:

daß ein Dieb weder ſich ſelbſt noch die Seinigen liebt.

Freilich, Geliebte im Herrn, kann von jedem Lasterhaften behauptet werden, daß er weder sich noch die Seinigen liebt, denn er richtet stets sein zeitliches und ewiges Heil zu Grunde und nicht selten auch das ihre. Bei einem Diebe springt dies aber ganz vorzüglich in die Augen. Denn der Säufer und der Hurer, wenn sie auch ihre Gesundheit und die Kräfte ihres Leibes zerstören, sich auch Schimpf und Schande vor der Welt zuziehen, genießen doch wenigstens einer äußern Sicherheit, weil in den wenigsten Fällen die weltliche Obrigkeit sich um sie bekümmert. Bei einem Diebe aber ist dies ganz anders. Die Welt hält den Diebstahl nach dem Morde für das größte Verbrechen; nicht blos mit Schimpf und Schande beladet sie den Dieb, sondern sie hält ihn zeitlebens für ehrlos und stößt ihn aus ihrer Gesellschaft, und die weltliche Obrigkeit handelt fast ebenso strenge. Denn kaum ist der Dieb entdeckt, so ist er auch von ihr ergriffen und wird zur härtesten Strafe gezogen, besonders wenn er ein verstockter Dieb ist, der seit lange sein ehrloses Handwerk getrieben, der mehrere Helfershelfer hat und der den Leuten zur Nachtzeit in die Häuser und Scheunen gestiegen ist. Da dies Einige unter euch nun auch gethan haben und noch thun, wie, ihr Unglückseligen, würde euch zu Muthe sein, wenn ihr plötzlich ergriffen würdet, alle Welt erführe, wer ihr seid, und man euch an den Ort brächte, wo schon so viel Tausende ihre Uebelthaten bereuet haben oder noch bereuen? —

Aber vielleicht möchte mancher heimliche Dieb hier in seinem Herzen sprechen: „So weit werde ich es nicht kommen lassen, dafür habe ich Klugheit genug. Denn werde ich auch vielleicht einmal überrascht, so weiß ich mich herauszureden. Solche Schande wird nur den Thoren zu Theil, die sich nicht in Acht zu nehmen wissen.“ In der That, meine Freunde, bilden sich so etwas alle Diebe ein; allein wie sehr sie sich irren, zeugen alle

Gefängniſſe; denn Alle, die darin ſitzen, Männer ſowohl als Weiber, haben ſich auch für die Klügſten und Schlauſten gehalten und ſind dennoch entdeckt, dennoch ergriffen und dennoch zur verdienten Strafe gezogen worden. Woher kommt es nun, daß alles Diebesgeſindel heute oder morgen immer ſeinen verdienten Lohn findet? Die Gründe liegen nahe genug. Denn dieſe Elenden dürfen ſich nur einmal mit ihren Helfershelfern oder Diebeshehlern erzürnen, ſo zeigen die letzteren ſie aus Rache der Obrigkeit an und es hilft ihnen kein Ausreden. Und ihr verirrten Schafe meiner Gemeinde, könnt glauben, daß es euch mit der Zeit beſſer ergehen werde, ihr, die ihr ſchon euren Anführer habt, wie ich mit Schaudern erfahren, könnt glauben, daß die Uneinigkeit nicht unter euch kommen und dem Einen oder dem Andern den Mund zu eurem Verderben öffnen ſollte? O Thoren, Thoren, derſelbe Abgrund, der Tauſende eures Gleichen verſchlungen, der wird auch euch verſchlingen; gedenket meiner Rede! —

Wie wollt ihr dann eure Schande, wie wollt ihr dann euren Jammer überwinden? O der Schande, wenn die Obrigkeit kömmt und euch ergreifen läßt; o der Schande, wenn ſelbſt die Kinder auf euch mit den Fingern zeigen; o der Schande, wenn eure Feinde hinter euch herlachen; o der Schande, wenn ſelbſt die Guten über euch den Kopf ſchütteln und ſprechen: er hat es verdient! O des Jammers, wenn ihr nun von Weib und Kindern geriſſen werdet; o des Jammers, wenn ihr Geſchrei hinter euch herſchallt; o des Jammers, wenn ihr bald mit zitternden Knieen vor euren Richter geſchleppt werdet, vor dem ihr nicht mehr leugnen könnt; o des Jammers, o der Schande, wenn er euch ſtäupen und ſchlagen läßt, und ihr dann gebracht werdet an den Ort, wo die Räuber und die Mörder ſitzen! — Saget, ſaget, wie wollet ihr dieſen Jammer und dieſe Schande überwinden? — Sehet, ſo wird es euch heute oder

morgen ergehen, denn so ist es noch immer allen verstockten Dieben ergangen; und dennoch sollte ein solcher Mensch, der seine Ehre und sein Glück mit Füßen tritt, sich selber lieben? Wo wäre der unter euch, der diese Frage mit Ja beantworten wollte?

Aber gesetzt, meine Freunde, daß es wirklich einen Dieb gäbe, welcher nie entdeckt würde, oder wenn er es würde, der sich immer durch seine Schlauheit herauszureden wüßte (obgleich dies von einem Diebe, der mehrere Mitwisser hat, fast ohne Beispiel ist), wird er sich denn auch einst vor dem herauszureden vermögen, der die Herzen und Nieren prüft und der alle unsere Gedanken von ferne versteht, wird er, wie er sich auch vor der Menschen Augen zu verbergen weiß, vor dessen Auge verbergen können, vor dem die Finsterniß ist wie das Licht, und die Nacht leuchtet wie der Tag? — Aber ich weiß wohl, wie die bösen Menschen sich da vor sich selbst rechtfertigen, um die Antwort auf diese Frage zu umgehen und wie Etliche unter euch es auch thun sollen. Sie sprechen nämlich in ihrem Herzen: es ist kein Gott und ebenso wenig ein anderes Leben; wenn der Mensch todt ist, so ist er todt; wie der Baum fällt, so bleibt er liegen; der Mensch ist nicht besser als das Thier, mit dem es auch ein Ende hat, wenn der Athem aus ihm ist. So sprechet ihr, aber euer eigen Herz strafet euch Lügen. Denn, warum schlägt es in diesem Augenblick so ängstlich? Was ist's, das euch die Augen zu Boden schlagen läßt und euch den Athem kürzer macht? Sind es meine Worte? Ei, wie wäre das möglich? Worte sind ja nichts als ein bloßer Schall; was fraget ihr denn nach Worten? O Unglückselige, ich will es euch sagen, was es ist! Der Gott ist's, den ihr leugnet; derselbe Geist, der heute über die Apostel ausgegossen wurde, und der, wie der Heiland sagt, die Welt strafen soll um der Sünde willen, dieser Geist redet in eurem Herzen und straft auch euch um eurer

Sünde willen. Noch sehet ihr ihn nicht, den gewaltigen Richter, und dennoch schlägt euer Herz schon so ängstlich, dennoch wird euer Athem schon kürzer! Was werdet ihr dann erst thun, ihr dreimal Unglückseligen, wenn eure unbußfertige Seele aus dem Leibe geht und ihr vor den Erschrecklichen tretet, der, wie die Schrift sagt, sich nicht spotten läßt, dessen Zorn wie Feuer brennet, daß die Felsen vor ihm springen, dessen Hand die Sünder zerdrücket und dessen Füße sie stoßen in die unterste Hölle?

Wehe, wehe, da hilft dem unbußfertigen Sünder kein Herausreden, da ist für ihn kein Entkommen und kein Entfliehen mehr möglich; seine Qual währet ewig.

So lang' ein Gott im Himmel lebt,
Und über alle Welten schwebt,
Wird dann sein Jammer währen,
Es wird ihn quälen Frost und Hitz',
Furcht, Angst und Schrecken', Feu'r und Blitz
Und doch ihn nicht verzehren;
Erst dann wird enden seine Pein,
Wenn Gott nicht mehr wird ewig sein!

Ebenso wenig als sich selbst liebt nun ein Dieb auch die Seinigen. Dies scheint einen Widerspruch zu enthalten, denn eben um der Meinigen willen, würde mancher Dieb sagen, stehle ich ja hauptsächlich. Ich selber helfe mir wohl durch, aber Frau und Kinder leiden Hunger und sitzen in Armuth und Blöße. Darum nehm' ich's von denen, die mehr haben, als ich, und geb' es den Meinigen. Ein reicher Mann fühlt es ja kaum, wenn ihm ein Paar Thaler an Gelde und einige Scheffel Korn gestohlen werden. Ebenso wenig kann es meine Herrschaft fühlen, da sie weit mehr hat, als ich. Warum sollte ich denn nicht nehmen, wo ich es finde? Aber das Letztere thut das Raubthier auch. Der Wolf geht auch zur Nacht aus, und nimmt, was er findet, und bringt es den Seinen. Dem Wolfe nun ist das nicht zu verdenken,

wohl aber dem Menſchen, denn dieſer hat Vernunft, Gewiſſen und Religion. Schon ſeine Vernunft ſagt dem Diebe: wenn alle Menſchen ſo denken und handeln wollten, als du, und von denjenigen nähmen, die mehr als ſie haben, ſo würde die ganze Welt bald eine Räuberhöhle werden, Recht und Gerechtigkeit überall aufhören, und es wäre dann beſſer, mit Nebukadnezar unter wilden Thieren zu leben, als unter ſolchen Menſchen. Wollte er ſeine Vernunft noch ein wenig mehr anſtrengen; ſo würde er ſogar zu ſeiner tiefſten Beſchämung finden, daß er weit unedler denkt, als manches Thier. Der treue Hund beſtiehlt ſeinen Herrn nicht, ſondern, gleichſam als erinnerte er ſich an die empfangenen Wohlthaten, bewacht er mit unermüdlicher Treue ſein Haus. Das thut aber kein Dieb, der ſeine Herrſchaft beſtiehlt; er handelt daher ſchlechter, als der verachtete Hund, den er mit Füßen ſtößt. Seht, das ſagt jedem Diebe bei einigem Nachdenken ſchon ſeine Vernunft. Daſſelbe thut ſein Gewiſſen und ſeine Religion. Alle drei rufen im Einklang ihm zu: Du ſollſt nicht ſtehlen! es ſei von wem es wolle, von Armen oder Reichen, Vornehmen oder Geringen, genug du ſollſt nicht ſtehlen! Aber umſonſt, der verſtockte Dieb geht dennoch hin und ſtiehlt. Die Liebe zu den Seinigen wird von ihm nur als Ausflucht gebraucht, um dadurch ſein verklagendes Gewiſſen zu ſtillen und zu beſänftigen. Der eigentliche Grund iſt: das geſtohlene Brot ſchmeckt ihm viel zu ſüß. Er braucht nicht darum zu arbeiten, er kann es ja in größter Faulheit verdienen; es koſtet ihm ja nur einen Ganz zur Nachtzeit, wenn die Leute ſchlafen. Dabei hat er eine teufliſche Freude, wenn ſeine Schlauheit gelungen iſt; er ergötzt ſich nach vollbrachter That, wie die Menſchen ſich am andern Morgen ärgern werden, wenn ſie ſich beſtohlen finden. Da kömmt Hausſuchung und auch bei ihm. Aber er hat ſein Raubgut ſo ſchlau verſteckt, daß es nicht gefunden werden kann.

Darum ſtellt er ſich ganz dreiſt und unſchuldig und ſchilt heftig auf die ruchloſen Diebe, vor denen man nichts mehr im Orte bergen könne; ja, er ſchwört wohl gar, wenn dennoch Verdacht auf ihn fällt, bei ſeiner Seelen Seligkeit und bei dem heiligen Nachtmahl, daß er ſo unſchuldig ſei, als die Sonne am Himmel. Siehe ſo machſt auch du es, unglückſeliges Häuflein, du häufeſt Verbrechen auf Verbrechen, Diebſtahl, teufliſche Schadenfreude, Gotteslästerung und Meineid, und du kannſt dennoch glauben, daß du liebend für dich und die Deinigen ſorgſt und daß das ungerechte Brod ihnen gedeihen werde? Nein, ſo wahr als der Herr lebt, es wird ihnen nicht gedeihen, ſondern geſchehen wird, was Salomo Sprüchwörter 20. ſagt: Das geſtohlene Brod ſchmeckt Jedermann wohl, aber hernach wird ihm der Mund voll Kieſelinge werden.

Dies Wort wird dann in Erfüllung gehen, wenn heute oder morgen eure Uebelthat offenbar wird, und daß ſie es werde und müſſe, haben wir eben geſehen. Dann wird euch bedünken, ihr hättet den Mund voll Kieſelſteine, und ihr werdet mit Schaudern ſehen, wie ihr für die Eurigen geſorgt, wie ihr die Eurigen geliebt habt. Es wird ihnen ergehen, wie es euch ergeht: Jammer und Schande wird ihnen folgen ihr Lebelang. Mich dünkt, ich ſehe ſchon im Geiſte eure händeringenden Weiber, höre ſchon im Geiſte eure wehklagenden Kinder, wenn die Obrigkeit kömmt und euch fortſchleppen läßt; mich dünkt, ich höre ſchon, wie die Kinder auf der Straße es euren armen, verachteten und verlaſſenen Waiſen ſpottend vorhalten: daß ihr Vater geſtohlen hat und im Gefängniß ſitzt. O der großen Schande, o des unausſprechlichen und bitteren Jammers! — Da ſitzt nun euer armes Weib, einer Wittwe gleich zu achten, mit ihrem Häuflein hungriger Waiſen. Der Vater iſt davon; das Sündenbrod, das ſo ſüß ſchmeckte, iſt aufgezehrt; ſie mag mehr oder minder, ja ſie mag

ganz unſchuldig ſein: Niemand traut ihr, Niemand will ſie, wie ihre Kinder im Dienſte haben. Die Schande ihres Mannes fällt auf ſie und ihre Waiſen zurück. Sie kann keinen Groſchen verdienen, und ſoll dennoch ſich und dieſes elende und verachtete Häuflein ernähren; ſie kann keinen Groſchen verdienen, und ſoll dennoch Unterhalts- und Prozeßkoſten für ihren Mann bezahlen! Sie kann es nicht — da kommt die Obrigkeit, da wird der Bauerhof, da wird das Haus verkauft und nackt und bloß wird ſie mit den Ihrigen in die freie Luft, unter den freien Himmel gejagt. O unglückſeliges Weib, o unglückſelige Kinder, o dreimal unglückſeliger Vater! Siehe, ſo haſt du für die Deinigen geſorgt, ſo haſt du die Deinigen geliebt, das iſt dein und ihr Ende! — Ihr Ende? was ſage ich? Wenn dies das Ende wäre, ſo wäre es noch zu ertragen; das Ende iſt in den meiſten Fällen noch weit ſchrecklicher. Denn nicht blos das leibliche Wohl der Seinigen zerſtört, wie ſein eignes, der Dieb, ſondern auch gewöhnlich ihr geiſtiges Wohl. Es iſt ein altes, euch gewiß bekanntes Sprüchwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Wie der diebiſche Vater wird auch ſeine Familie werden, beſonders aber ſeine Kinder. Vergebens ſuchen Prediger und Schullehrer in ihnen einen Abſcheu vor dem Stehlen zu erwekken: ſie haben Schullehrer und Prediger nicht immer um ſich; dagegen das Beiſpiel des Vaters, der immer um ſie iſt, und die eigne Luſt der Sünde, welche uns Allen angeboren worden, weit mächtiger auf die Seele des Kindes wirken. Geben ihre Aeltern ihnen nun gar geradehin Anleitung zum Stehlen, wie es Manche wohl thun, ſo iſt es aus mit den armen Kleinen. Sie vergeſſen alle guten Grundſätze, die ſie aus der Schule brachten, und gewöhnen ſich dieſe Sünde nach und nach ſo ſehr an, daß ſie ſpäter nicht mehr davon laſſen können, gerade wie der Säufer von den geiſtigen Getränken. So gerathen ſie nicht ſelten in die größte Gefahr des

Leibes und Lebens, wie hundert Beiſpiele bezeugen. Ich will euch zur Warnung nur eins erzählen. — Es war einmal eine Mutter, die ihren Knaben ſchon frühe Anleitung gab, ſeinen Mitſchülern Papier, Bücher u. ſ. w. zu ſtehlen, welches ſie dann heimlich und unter der Hand verkaufte. Bald darauf nahm er auch größere und werthvollere Sachen weg und brachte ſie ſeiner Mutter. Es ging immer glücklich (wie es Etlichen unter euch auch glücklich geht) und dadurch wuchs ihnen Beiden der Muth. Als der Junge kaum erwachſen war, brach er ſchon des Nachts in die Scheunen (wie es Etliche unter euch auch thun) und ſtahl ſeiner Herrſchaft das Korn fort. Endlich brach er auch in das Haus ſeines Herrn ein, hatte aber das Unglück, als er eben den Geldkaſten deſſelben ausplündern wollte, daß ein Mann, welcher in der Nähe ſchlief, ihn bei dem hellen Mondenſcheine erkannte und ergriff. In ſeiner Seelenangſt dachte er, wenn du den Menſchen mit deinem Beile todtſchlägſt, kannſt du noch mit dem Gelde davon kommen, und Niemand weiß, daß du es geweſen biſt. Er that es, er langte aus und erſchlug den Menſchen. Aber der Lärm hatte mehrere erweckt. Der Böſewicht wurde ergriffen und ſein Urtel lautete: daß er ſolle den Kopf verlieren. Als er nun ſchon unter dem Galgen und vor dem Scharfrichter ſtand, bat er ſich als letzte Gnade aus, daß ſeine Mutter noch einmal zu ihm geführt würde. Das Weib kam mit lautem Schluchzen. Anſtatt ſie aber zu umarmen, wie Jeder glaubte, daß er thun würde, ſchlug der Böſewicht ſeine Mutter in's Geſicht, daß ihr Blut über ſeinen Armenſündermantel ſpritzte. Alle Menſchen entſetzten ſich über dieſes unerhörte Bubenſtück. Aber der arme Sünder trat vor und ſprach: Ihr Väter und Mütter ſehet, das habe ich euch zur Lehre und Warnung gethan. Dieſes Weib, meine Rabenmutter, iſt allein Schuld, daß ich mein junges Leben heute laſſen muß. Sie hat mich von Ju-

gend auf zum Stehlen angehalten, was ich mir denn mit der Zeit so angewöhnte, daß ich nicht mehr davon lassen konnte und endlich aus einem Diebe ein Mörder geworden bin. So sprach der arme Sünder und legte darauf freiwillig seinen Kopf auf den Block.

O ihr diebischen Väter und Mütter, steigt nicht euer Haar zu Berge und dringt euch nicht der Angstschweiß aus allen Theilen eures Leibes, wenn ihr bedenket, daß es euren Kindern heute oder morgen auch so ergehen könnte, wie diesem armen Sünder? — Habt ihr es bis dahin noch nicht gefühlt, daß ein Gott da ist, fühlt ihr es jetzo? Habt ihr es bis dahin nicht gefühlt, daß der heilige Geist, welcher heute ausgegossen wurde, die Welt um der Sünde willen strafe, fühlt ihr es jetzo? Sehet, da ist der Gott, den ihr leugnet, in euch ist er und in euch drohet er, der Erschreckliche, vor dessen Zorn die Felsen springen und der die Sünder stößt in die unterste Hölle. Da ist der Gott, der euch in dieser zeitlichen Angst ein Vorbild giebt von der ewigen Angst am Tage des Gerichtes. Unglückliche, wie wollet ihr vor ihm bestehen? Ihr, die ihr einst eure eigenen Thaten nicht vor ihm verantworten könnet, was wolltet ihr sagen, wenn euch vor seinem Thron zugleich die Seelen eurer Kinder verklagten, wie der arme Sünder seine Mutter auf dem Rabenstein? Werdet ihr da nicht in erschrecklicher Seelenangst wünschen, daß ein Mühlenstein an euren Hals gehenkt und ihr in das Meer gesenkt würdet, wo es am tiefsten ist? Werdet ihr da nicht ausrufen: Ihr Berge fallet über mich und ihr Hügel bedecket mich! Ach wohl werdet ihr das. Aber es ist zu spät: kein Meer kann euch mehr verschlingen, kein Hügel euch bedecken; ihr seid unsterblich und euer Urthelspruch steht Matth. 25, 41. Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln.

Sehet, sehet, das ist das Ende; so liebt ein Dieb sich selbst, so liebt er die Seinen!

O darum beschwöre ich euch bei eurem und eurer Kinder zeitlichem und ewigem Heile: kehrt um, kehrt um! Noch ist die Gnadenthüre euch nicht verschlossen. Denn so wahr als ich lebe, spricht der Herr, Ezechiel **33, 11.**: ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Wenn ihr mir nicht glaubt, so glaubet doch der Schrift, und wenn ihr der Schrift nicht glaubt, so glaubet doch der erschrecklichen Stimme des göttlichen Richters, welche jetzt in eurem Herzen spricht. Kehrt um, kehrt um! Lasset dies heilige Freudenfest nicht vorübergehen, ohne daß auch über euch Freude im Himmel ist. Denn ihr wisset ja, daß größere Freude im Himmel über einen Sünder ist, der Buße thut, denn über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen! Aergert nicht länger diese achtbare Gemeine; gebet den Leuten euren Raub zurück, und schämt ihr euch, es bei Tage zu thun, bringet bei Nacht und Nebel zurück, was ihr bei Nacht und Nebel genommen habt. Dann gehet zu Hause, beuget euch betend über eure schlafenden Kinder und küsset sie mit Thränen der Buße und Reue, und ihr werdet dann bald eine andere Stimme in eurem Herzen vernehmen, als heute, nämlich die trostreiche Stimme des guten Hirten: Mein Sohn, meine Tochter, dir sind deine Sünden vergeben. Amen.

Ueber den Fluch Gottes, der den Mörder ſchon auf dieſer Erde trifft.

Gelegenheitspredigt

am erſten heiligen Pfingſttage 1836 gehalten

von

Johannes Wilhelm Meinhold,

evangeliſchem Pfarrer zu Crummin auf Uſedom, der Königl. däniſchen Geſellſchaft der nordiſchen Alterthumskunde zu Copenhagen und der pommerſchen Geſellſchaft der Geſchichte und Alterthumskunde zu Stettin und Greifswald Mitglied.

Vorausgehend die bisherige Lebensgeſchichte des bezüglichen Mörders.

Der Ertrag iſt zur Bildung eines Fonds zum Umgießen der geſprungenen Crummiuer Kirchenglocken beſtimmt.

Leipzig,
gedruckt bei F. A. Brockhaus.

Lieber Leſer,

inſonderheit aber lieber Leſer in meiner Gemeine!

Das uralte Wort: „Gott ſuchet die Sünde der Väter heim an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied“*), ſcheint öfter noch bis auf den heutigen Tag in Erfüllung zu gehen, was zu deiner Belehrung und Warnung dir wieder folgende traurige Geſchichte beſtätigen möge.

Vor neunundzwanzig Jahren erhenkte ſich auf der zu meiner Parochie gehörigen wolgaſter Fähre ein dortiger Einwohner, Namens Chriſtian Lange, und zwar, nach Ausſage der älteren Gemeineglieder, aus leiblicher Sorge für die Zukunft, denn die Franzoſen waren damals in das Land gebrochen. Nach dem Kirchenbuche war er bereits ein Greis von achtzig Jahren geweſen, und man ſieht um ſo weniger ein, wie ihn die Noth zu einem ſo verzweifelten Schritte verleiten konnte, als er einmal ſchon das natürliche Ziel des menſchlichen Lebens erreicht hatte, und außerdem ſein kleines ländliches Beſitzthum ihn trotz aller Feindesnoth wohl bis an ſein Ende ernährt hätte. Auch hatte ſich ſein einziger Sohn Erdmuth bereits in der gegenüber liegenden Stadt Wolgaſt angeſiedelt, ſodaß er in keiner Beziehung, ſeines Unterkommens wegen, ſcheint Urſache gehabt zu haben, ernſtlich bekümmert zu ſein, geſchweige in gottloſer Vermeſſenheit die Hand an ſich ſelbſt zu legen. Oder ob er vielleicht mit ſeinem Sohne geſpannt war? Das iſt jedoch ungewiß, und zu meinem Bedauern eine Anmerkung in Kirchenbuch über dieſen Erdmuth nicht zu entziffern. Nur ſo viel ſcheint gewiß, daß ſie ihm nicht zur Empfehlung ge-

*) Verſteht ſich, wenn die Kinder den Ältern im Unglauben und in der Gottloſigkeit folgen. Denn ſonſt bleibt die troſtreiche Verheißung des Herrn ſtehen: Der Sohn ſoll nicht tragen die Miſſethat des Vaters, und der Vater ſoll nicht tragen die Miſſethat des Sohnes. Heſekiel 18, 20. Vergl. v. 2, 3, 4.

dient hat. Dieser junge Mensch hatte indeß, mündlichen Nachrichten zufolge, das Schmiedehandwerk gelernt, sich schon als Lehrjunge mit einem Frauenzimmer befaßt, es geheirathet und ward, in Folge dessen, von den damals noch strengeren Genossen seiner Zunft vom Gesellenstande ausgeschlossen. Wie seine spätere Führung gewesen, habe ich nicht mit Sicherheit erfahren können. Erst im Jahre 1828, als ich eben hier ins Amt gekommen war, nahm er, wie einst sein Vater, seine Zuflucht zu einem höchst verzweiflungsvollen Schritte.

Er hatte seit längerer Zeit das Besitzthum des Letzteren bewohnt, und war nach seiner Art ein wohlhabender Mann, als er auf den Gedanken kam, sich in der Stadt Wolgast anzukaufen, was denn auch, und zwar ziemlich vortheilhaft, geschah. Kaum ist jedoch dieser Kauf geschlossen, so ist er ihm leid; er klagt, daß er sich das Leben nehmen müsse, wenn er nicht davon befreit würde, und ein menschenfreundlicher Rechtsgelehrter im Orte nimmt sich seiner an und macht denselben wirklich rückgängig. Da mit einem Male wird der Handel unserm Lange abermals leid, und er überläuft den Rechtsgelehrten nun ebenso häufig, um das Haus wieder zu gewinnen, als er ihn vor einigen Wochen überlaufen hatte, um es los zu werden. Als ihm jedoch wiederholt versichert wird, daß ein Rückkauf unmöglich sei, droht er aufs Neue, sich das Leben nehmen zu wollen, und seinem Versprechen getreu, springt er von einem großen Seeschiffe, auf welchem er arbeitet, in den Strom, um sich zu ersäufen. Indeß wird er sogleich von seinen Mitarbeitern mit einem sogenannten Bootshaken in den Kragen ergriffen und festgehalten; aber so groß ist seine Verstockung, daß er es wiederholt mit der Hand versucht, sich von diesem lästigen Zwange zu befreien, um sich in die Tiefe hinabtauchen zu können. Man hebt ihn jedoch in die Höhe, und da er halb erstarrt vor Kälte ist (es war am Ende des April), setzt man ihn in einen Kahn und rudert mit ihm stromüber seinem Hause zu. Doch müssen ihn bald einige Menschen halten, denn er will schlechterdings sich wieder ins Wasser stürzen, und endlich der Übermacht weichend, erklärt er: „Das soll euch nichts helfen, ich will mir doch wohl das Leben nehmen.“ Dieselbe Erklärung macht er zu Hause, und nach einigen Tagen, als seine Frau zu einer Nachbarin gegangen ist, erhenkt er sich auch wirklich an seiner Hausthüre, und zwar in so schrecklich-schlauer Weise, daß er den Halsstrick mit einem Fußstrick in Verbindung setzt, damit der letztere den ersteren in der Todeszuckung noch fester schnüre. Aber die göttliche Vorsicht verhinderte sein böses Vorhaben, wie schlau es auch mochte angefangen sein! Denn seine Frau kehrt nach einiger Zeit mit der Nach-

darin zurück, und Letztere behält bei dem schrecklichen Anblick noch so viel Geistesgegenwart, den Unglücklichen loszuschneiden. Er wird ins Bette gebracht, zur Ader gelassen, kehrt auch allmählig wieder ins Leben zurück, erklärt aber in derselben teuflischen Verstockung nach wie vor: „Das soll euch nichts helfen, ich will mir doch wohl das Leben nehmen!“

Als ich von diesem fürchterlichen Vorfall hörte und zugleich erfuhr, daß der Lange schon wieder das Bett verlassen hätte, versuchte ich es, ihn mir durch den Schulzen rufen zu lassen. Allein er zeigte keine Lust, meinen wiederholten Aufforderungen nachzukommen, und erst, als ich ihm mit der landräthlichen Behörde drohte, gab er nach und erschien an dem festgesetzten Tage.

Ich hatte mich in die geistliche Amtstracht geworfen, und wiewohl ich mich strenger und ängstlicher auf das traurige Geschäft, welches nun meiner harrte, als jemals auf irgend ein anderes vorbereitet hatte; so verzweifelte ich doch an meiner Kraft und an der Hülfe des Herrn, als der Lange nach einer halben Stunde vergeblichen Sprechens so regungslos als die Wand blieb, an welcher er lehnte. Mit einem Male aber fiel er plötzlich, wie ein Stein, auf seine Kniee, hob die Hände empor und bat mit hervorbrechenden Thränen: ich möchte nur endlich stille schweigen und seiner schonen, er wolle auch in seinem Leben sich solche Gedanken nicht wieder in den Sinn kommen lassen. Dies hat er acht Jahre hindurch redlich gehalten, sich seit der Zeit ehrlich als Fährknecht ernährt und meine von Zeit zu Zeit wiederholten geistlichen Zusprüche zwar größtentheils mit Stillschweigen und anscheinender Trockenheit, aber dennoch in der Regel mit vielen Seufzern aufgenommen, besonders beim Tode seiner Frau, wo er in die alte Schwermuth zurückzufallen drohte, wie zuletzt auf dem eigenen Todtenbette, als ich ihm das heilige Abendmahl reichte und die traurigen Auftritte seiner früheren Verirrung ihm mit sanfter Schonung in die Seele rief. Er starb am 20. Februar 1836 und sollte den erschrecklichen Jammer nicht erleben, der bald darauf über sein Haus einbrach, nämlich die Ermordung seiner Tochter durch ihren eigenen Ehemann.

Diese Tochter, die einzige, welche er hatte (zwei Söhne sind in der Stadt Wolgast verheirathet), war ein an der Seele wie am Leibe gleich schwaches Wesen, aber von ungemeiner Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit. Sie war früher an einen Schneider verheirathet, der am 11. Februar 1833 an der Schwindsucht verstarb, und seit der Zeit, daß ich diesem das heilige Abendmahl auf dem Todtenbette reichte, bis zu ihrer zweiten Verheirathung, habe ich das arme Weib nur in Thränen gefunden, sodaß der

alte Lange schon die Absicht hatte, sie körperlich darüber zu züchtigen, wenn ich ihm nicht von einem so grausamen Vorhaben abgeredet hätte.

Trotz dem weiß nach Jahr und Tag ein junger dreiundzwanzigjähriger Weber, Namens Schly, das Herz der betrübten Wittwe in dem Grade zu gewinnen, daß sie ihm ihre Hand zusagt und auf keine Warnungsstimme des alten Vaters hören will, der diesen Menschen von Jugend auf als einen ränkevollen Buben kannte. Endlich giebt der Alte dennoch nach, und der Schly bestellt bei mir die Kündigung.

Ich sehe ihn verwundert an, und spreche zu ihm, wie er sich auch später zur erhöheten Pein seines Gewissens noch gar wohl erinnerte: „Mein Sohn, wird das auch gut gehen? Deine Braut ist funfzehn bis sechszehn Jahre älter als du; das giebt selten eine glückliche Ehe. Du nimmst sie blos ihrer Paar Dreier wegen, wenn du es aufrichtig gestehen willst; aber das bringt keinen Segen Gottes. Laß das sein, du bist jung und kannst noch arbeiten. Ich meine es gut mit dir, was du schon daraus siehst, daß ich dir nicht zu meinem Vortheil, sondern zu meinem Nachtheil rathe, denn du sparst dein Traugeld, wenn du auf mich höreſt."

Aber meine treugemeinte Warnung verfehlte gänzlich ihren Zweck. Der Schly versicherte, daß sie Beide eine große Liebe zu einander trügen, und meiner Pflicht gemäß vollzog ich denn die Kündigung und demnächst am 8. December des vorigen Jahres auch die Trauung. Der junge Mann zog zu seiner Frau in des Schwiegervaters Haus, der seit einiger Zeit wegen langwieriger Magenbeschwerden seine Beschäftigung als Fährknecht in Wolgast aufgegeben und sich gleichfalls an den eigenen Herd zurückgezogen hatte, um seine Wiedergenesung abzuwarten. Inzwischen weiß sein neuer Schwiegersohn sich so sehr bei ihm einzuschmeicheln, daß der alte Mann sein Testament macht, seine beiden Söhne auf ein Pflichttheil beschränkt und dagegen seine Tochter zur einzigen Erbin einsetzt. Bald darauf fängt er an wieder zu genesen und zwar so sehr, daß er schon daran denkt, sein Fährboot wieder zu fahren und ohne Beschwerden die unverdaulichsten Speisen genießt. Da plötzlich bekommt er an einem Montage Diarrhöe und Erbrechen und verstirbt am Sonnabend derselben Woche. Gleich nach seinem Tode bringt der Schly nun auch in seine, wie schon bemerkt worden, schwächliche Ehefrau, gleichfalls ihr Testament, sobald als möglich, zu seinen Gunsten machen zu wollen, indem sie bis jetzt nicht Hoffnung hätten, beerbt zu werden, und ihre Brüder ihn von Haus und Hof treiben würden, dafern sie Gott auch zu sich

rufen sollte. Das arme Weib sträubt sich anfangs, allein ihre natürliche Einfalt und die leidenschaftliche Liebe, mit der sie noch inniger an ihm, als an ihrem früheren Mann gehangen haben soll, läßt sie endlich den mit Drohungen vermischten Schmeicheleien des tückischen Verräthers nachgeben. Höchst krank und elend wie sie ist, zwingt er sie am grünen Donnerstage, während des fürchterlichsten Sturmes und aller ihrer Bitten ungeachtet, mit ihm über den Strom zur jenseitigen Stadt zu fahren, und dort ihr Testament durch einen Notarius und, wie sich wohl von selbst versteht, ganz zu seinen Gunsten vollziehen zu lassen. Am zweiten heiligen Ostertage, nachdem er noch am ersten dem Gottesdienst in der hiesigen Kirche beigewohnt hatte, giebt er darauf dem armen, so schrecklich betrogenen Geschöpfe eine Portion Arsenik in Branntwein ein, welches Gift er sich bereits unter fremdem Namen am 11. Februar aus der wolgaster Apotheke zu verschaffen gewußt hatte. Die Portion scheint sehr klein gewesen zu sein, wie er späterhin auch vorgab, denn die Unglückliche steht, nach mehrmaligem Übergeben in der Nacht, noch am andern Morgen auf, um Erbsen auszulesen, muß sich der steigenden Angst und des steigenden Erbrechens wegen aber bald wieder zu Bette begeben, bleibt in diesem Zustande den folgenden Tag und die folgende Nacht, und am zweiten Morgen, wie ihr verruchter Ehemann vermuthet, daß es wohl bald mit ihr zu Ende gehe, und er ihren dringenden und wiederholten Bitten, einen Arzt rufen zu lassen, immer unter allerlei Vorwänden ausgewichen ist, folgt er ihr endlich darin, daß er zu mir kömmt, um für sie das heilige Abendmahl zu bestellen. Er sagt zu meiner Frau, welche die Bestellung annimmt, mit großer Entschiedenheit: „Der Herr Pastor möge aber bald kommen, denn morgen lebe seine Frau nicht mehr," und als diese ihn verwundert ansieht, schlägt er, wie verwirrt, die Augen unterwärts und verbessert sich dahin: daß sie wahrscheinlich so lange es nicht mehr machen werde. Auf dem Rückwege fällt er in der gewissenlosesten Verstockung ein Mädchen an, von dem er jedoch durch die zufällige Dazwischenkunft eines Zweiten verjagt wird, scheint aber dennoch bei meiner Ankunft, des Nachmittags gegen 4 Uhr, einen leisen Zug von Gewissensregung gehabt zu haben, denn er will nicht in das Krankenzimmer hinein, und betritt es erst auf das Zureden und die mehrmalige Mahnung einiger Bekannten. Darauf stellte er sich neben den Ofen und so hin, daß ich ihm den Rücken zugewendet hatte. Um das Krankenbette befanden sich mehrere in Thränen zerfließende Weiber, und da ich gegen diese über das entsetzliche Erbrechen der Unglücklichen, welches allein während meiner Zubereitungen drei- oder viermal statt-

fand, meine Verwunderung ausspreche, erhalte ich zur Antwort, daß dies ein Erbfehler in der Familie zu sein scheine, denn sowohl Vater als Mutter der Kranken wären an ganz ähnlichem Erbrechen gestorben. Ich beruhige mich damit und fange mein heiliges Amt an; doch gleich als hätte mich jetzt schon eine dunkle Ahnung ergriffen, wiewohl ich mich ihrer im Geringsten nicht bewußt war, richtete ich während des Sprechens gegen meine sonstige Weise die Augen auf die Gegenstände umher, und werde unter Anderm ein Glas mit trübem Bier gewahr, von dem man der Kranken nach jedem Brechanfall zu trinken reicht; auch fällt mir wegen ihres heftigen Zitterns und ihrer häufigen Thränen ein Weib auf, das ich nur vor Kurzem zum zweiten Male getraut und während dieser Handlung bei ihr nicht die geringste religiöse Rührung wahrgenommen hatte, obgleich ich recht darauf ausging, sie zu ergreifen, da mir Manches über sie zu Ohren gekommen war. Jetzt zitterte sie indeß, wie ein Espenlaub. Gleich nach verrichtetem Abendmahl hatte die Kranke abermals einen starken Reiz zum Erbrechen, aber, so wunderbar groß ist die Macht der Seele über den Leib, selbst in seinem leidendsten und elendesten Zustande, daß die Unglückliche schlechterdings nicht zum Erbrechen kommen konnte, und auch während meiner Anwesenheit nicht dazu kam, obgleich sie wiederholte Anfälle hatte.

Indeß begab ich mich nach vollendetem Amtsgeschäft nach der benachbarten Stadt Wolgast, und faßte hier, Abends, bei meiner Zurückkunft den ersten, leisen Verdacht, als ich hörte, daß ein Mensch, der den Schly genau kannte, [illegible]t haben sollte: „Jetzt will er sie wohl kriegen!“ Dieser Verdacht wuchs, als am andern Morgen die Unglückliche auch wirklich durch einen Hausgenossen des Schly bei mir als Leiche gemeldet wurde. Jedoch leugnete dieser Mensch mit großer Unbefangenheit, als ich ihn ins Geheim nahm und auf Ehre und Gewissen fragte, ob er etwas Böses gehört und gesehen habe, oder sonst vermuthe. Darum wagte ich auch noch nicht, die Sache geradehin anzugreifen und war mit mir in einem großen inneren Kampfe, fuhr auch des Nachmittags zu einem kranken, mein ganzes Vertrauen besitzenden Freunde in meiner Gemeine, dem ich den gefährlichen Fall vorlegte und der dabei gleich bedenklich, als ich, war. Abends auf der Rückreise, als ich abermals überlegte, wie ich vor Gott und Menschen meiner Pflicht als treuer Prediger nachkommen sollte, fiel mir der sonderbare Gedanke ein, meinem Pferde (ich fahre nämlich in der Regel selbst, und zwar mit einem Einspänner, und war diesen Tag ganz allein auf dem Wagen) bei dem Scheidewege zwischen Crummin (meinem Pfarrdorfe) und der Fähre die

Zügel frei zu laſſen, und ſchlüge es den letzteren Weg ein, noch einmal an Ort und Stelle die genaueſten Erkundigungen einzuziehen, widrigenfalls aber ruhig nach Hauſe zu fahren und die ganze Sache auf ſich beruhen zu laſſen. Indeß verwarf ich ſofort dieſen Gedanken als abergläubiſch und unverſtändig, und zwar das Letztere deshalb, weil ich mir gleich ſagte: Dein Pferd, welches niemals die entgegengeſetzte Richtung eingeſchlagen, wird es auch heute nicht thun, ſondern natürlich nach Hauſe bringen. In Folge dieſer Betrachtung kam ich denn auf andere Gedanken, lege, mit meiner Pfeife beſchäftigt, die Zügel neben mich und ſpreche mit mehreren Menſchen, die in der Nähe Holz behauen, während mein Pferd im ruhigen Schritte fortgeht. Wie ich aber Feuer angeſchlagen habe, die Zügel wieder ergreife und meine Augen aufhebe, befinde ich mich wunderbarer Weiſe und zu meinem großen Erſtaunen im Wege zur wolgaſter Fähre, und beſtimmte dieſer an und für ſich ſo geringfügig ſcheinende Umſtand die wirkliche Entdeckung des Mordes; denn ich war in der That ſchon Willens, mich der ſchweren Verantwortung für einen noch ſo wenig gegründeten Verdacht zu entziehen und ruhig nach Hauſe zu fahren, zumal da die Sonne auch bereits geſunken war.

Siehe, lieber Leſer, ſo wunderbar ſind oft Gottes Schickungen und in ſeinem dunklen und geheimen Walten verſchmäht er auch die anſcheinend kleinſten Mittel nicht, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Ja, eben auf das Allerkleinſte mußt du in deinem Leben achten, wenn du das Allergrößeſte darin begreifen willſt. Denn, wie dein Leben ſelbſt den allerkleinſten Urſprung gehabt hat, ſo haben alle deine Schickſale größtentheils den allerkleinſten Urſprung. Nur werde nicht abergläubiſch und meine, wenn du, wie ich, in einem ſchwierigen Falle, wo dein oder deiner Nebenmenſchen ganzes Heil auf dem Spiele ſteht, dich nicht entſchließen kannſt, es ſei dir erlaubt, von Gott geradehin ein Zeichen zu begehren, und etwa gar das Loos zu Hülfe zu nehmen. Dies iſt durchaus verboten und wird mit Strafe belegt. (Joel 3, 8.) Nein, fallen dir ſolche Gedanken ein, ſo ſprich wie Ahas: ich will kein Zeichen fordern, daß ich den Herrn nicht verſuche (Jeſaias 1, 12), und will er dir wie dieſem (v. 14) von ſelbſt ein Zeichen geben, wird er es ſchon thun, wo nicht, ſo folge der Stimme deiner Vernunft und deines Gewiſſens, durch die er nicht minder redet.

Genug, ich begab mich nach einer ſo wunderbaren Weiſung ſofort zur Fähre und ſtellte noch einmal im Geheim die allergenaueſte Erkundigung an, auf deren Grund ich denn weiter erfuhr, daß der Schly von Jugend auf ein verlogener, diebiſcher und betrügeriſcher Bube geweſen ſei, daß er von jeher Gefallen an Thier-

quälerei gefunden und heimlich Katzen und Hunde erschlagen und das Fell verkauft habe (merkt euch das, Ältern und Kinder!), daß er bald nach Verreichung des heiligen Abendmahls sich am Strome eine für seinen Hausbedarf unverhältnißmäßig große, und deshalb wahrscheinlich schon auf das Begräbniß seiner noch lebenden Frau berechnete, Menge Fische gekauft, und den Fischern, welche ihn auf das Mißliche seiner Lage im Falle ihres Absterbens aufmerksam gemacht, halb jubelnd geantwortet habe: „Ein Testament gemacht, ein Testament gemacht!" darauf wie in großer Freude über einen Zaun gesprungen und trallallend um eine Scheune gerannt sei, sich aber mächtig entsetzt und gleich eine ernstere Stimme und einen gesetzteren Gang angenommen habe, als der Besitzer plötzlich hinter derselben hervorgetreten sei. Diese Freude möchte wohl daher kommen, daß er sich bereits mit einem andern Mädchen abgegeben und ihm die Ehe versprochen haben solle. Ferner behauptete man: er habe mehrere Todesfälle richtig vorausgesagt, wie er dies denn auch später vor Gericht erklärt hat, insonderheit aber den Tod seiner Frau*). Denn gleich nach der Hochzeit habe er geäußert: am Hochzeitsabende sei ihm, als er an einem Tische gestanden, ein Todtenkopf mit den Buchstaben M. A. M. über ihr erschienen, und als man ihn nach der Bedeutung dieser seltsamen Erscheinung gefragt, habe er geantwortet, das heiße: seine Frau werde, wenn nicht im März, so doch im April, und wenn dann nicht, so gewiß im Mai des nächsten Jahres sterben. Hier war es nun freilich leicht, ein Prophet zu sein, denn sie war ja wirklich im April und zwar am 6. Abends 11 Uhr verstorben. Diese Erkundigungen bestimmten mich dann, daß ich auf der Stelle ausführlichen Bericht an die Behörde erstattete, mich bei der Obduction zuzuziehen bat, und dem Schly einstweilen das Begräbniß der Leiche verweigern ließ. Der Böswicht soll sich zwar darüber an den folgenden Tagen noch sehr beleidigt und entrüstet gestellt haben; als er aber erfähret, daß das Gericht wirklich eintreffen werde, wird er unruhig, verhandelt oder verschenkt Mehreres von seinem Hausgeräth, ja am Sonntag Morgen erfahre ich

*) Er hat also entweder noch eine ungeheure Anzahl von Verbrechen verübt, oder seine angeblichen Visionen, die er vor jedem Todesfall im Orte in der symbolischen Gestalt einer Hand oder eines Todtenkopfs gehabt haben will, beruhen auf dämonischen oder magnetischen Influenzen. Durch Gift scheint er nicht weiter gemordet zu haben, indem es hinlänglich durch Zeugnisse belegt ist, daß innerhalb zehn Jahren von der wolgaster Apotheke nur eine Kruke Arsenik an die Fähre überhaupt verabfolgt worden ist, dieselbe, welche er sich am 11. Februar unter fremdem Namen zu verschaffen wußte.

durch eine Verwandte der Ermordeten, daß er ſein Verbrechen ſeiner Pflegemutter bereits unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitgetheilt haben ſolle. In derſelben Stunde benachrichtigte mich auch das Gericht, daß es gegen Abend an Ort und Stelle eintreffen werde, und ich begab mich alſo, ſeiner Einladung zufolge, gegen 4 Uhr Nachmittags gleichfalls dorthin. Da jedoch die Medicinalbeamten noch nicht eingetroffen waren, hatte ſich der Herr Stadtrichter Schulze von Uſedom einſtweilen nach der Stadt Wolgaſt begeben und den Anfang der Unterſuchung auf den folgenden Tag verſchoben. Inzwiſchen wächſt aber die Gewiſſensunruhe des Mörders, und als er mich kommen ſieht, ſtürzt er mit den Worten aus dem Hauſe: Ich habe eine große Sünde begangen, nun will ich noch eine größere begehen! wobei er, wie man vermuthet, wahrſcheinlich im Sinne hatte, ſich ſelbſt zu entleiben. Man kommt und fragt mich, was zu thun ſei, und da der Dorfſchulze nicht zur Stelle war, beauftrage ich zwei glaubwürdige Männer, einſtweilen den Unglücklichen zu bewachen, bis ich mich in die nahe Stadt begeben und dem Herrn Richter den Vorfall mitgetheilt hätte. Doch ſchon im Begriff, hinüberzuſetzen, denke ich: du könnteſt auch ſelbſt erſt zu dem Elenden gehen und dich von ſeinem Gewiſſenszuſtande überzeugen. Zu meiner Beruhigung war er vor meinem Amtsantritt eingeſegnet worden, denn ſonſt wäre mein Schmerz noch größer geweſen. Ich trete ein; er ſteht in einer kurzen Jacke mit der Mütze auf dem Kopfe an ſeinem Webeſtuhl, nimmt dieſe ſogleich ab und ſtarrt in großer innerer Bewegung vor ſich nieder. Als ich ihn nun mit evangeliſchem Eifer anrede und den ungeheuren Verdacht zu entwickeln mich bemühe, der auf ihm laſte, unterbricht er mich plötzlich mit den Worten: „Ich kann es nicht leugnen, Herr Paſtor, ich bin Delinquent, ich habe meine Frau ermordet, jetzt machen Sie mit mir, was Sie wollen!“ Ein Laut des Entſetzens wurde unter allen Anweſenden hörbar, während er fortfuhr: „Ich weiß nicht, wie ich in dieſe Mörderhöhle komme; der Vater hat ſich erhenkt, wie der Großvater, und nun muß ich auch, vom Teufel verführt, hier dieſe böſe That beginnen.“ Darüber entſtand unter den anweſenden Kindern der Lange eine große Entrüſtung, die erſt dadurch beſchwichtigt ward, daß ich den nunmehr eingeſtändlichen Delinquenten aufforderte, das Giftgefäß zu holen, deſſen er ſich zur Ermordung ſeiner Frau bedient haben wollte, und von dem er behauptete, daß es noch auf dem Boden verſteckt läge. Es war eine kleine, mit einem Korkſtöpſel verſehene, ſogenannte Kruke, an deren inneren Wänden ſich noch einzelne, obgleich ſchwache Überreſte einer weißen, mehlartigen Materie befanden, und die ich ſo-

gleich einem glaubwürdigen Manne einhändigte, um ſie ſpäter dem Gericht zu übergeben. Dieſes begann denn noch an demſelben Abend, da inzwiſchen auch die Herren Medicinalbeamten eingetroffen waren, die Inquiſition, bei welcher der Schly zwar nicht ſeine Ausſage widerrief, aber halsſtarrig leugnete, das Verbrechen beabſichtigt zu haben. In einem betrunkenen Zuſtande, obwohl noch ſeiner Sinne mächtig, wollte er ſeiner Frau am zweiten Oſtertage eine geringe Menge Arſenik in Branntwein eingegeben haben und zwar nur ſo viel, als davon in einer in das Gefäß getunkten Schreibfeder gehaftet hätte. Das Letztere ſchien glaubwürdig, da die Unglückliche ſich über achtundvierzig Stunden gequält hatte. Mehr bekannte er nicht, antwortete ſtets in einem rohen und empfindungsloſen Tone, und ſoll nach dem Schluß der dieſtägigen Unterſuchung ſo, ich kann wohl ſagen, entſetzlich ruhig geſchlafen haben, daß ihn am andern Morgen, wo die Obduction ſeiner Frau beginnen ſollte, ſeine Wächter wecken mußten. Er ſah den nackten Leichnam, zu deſſen Häupten er geführt wurde, mit derſelben fürchterlichen Gefühlloſigkeit an und beſtritt dem Richter es abermals, den Mord beabſichtigt zu haben. Dieſer gab mir darauf einen Wink und ich benutzte nun die Textesworte der folgenden Predigt, ihn zum Geſtändniß zu bringen. Dies erfolgte denn auch wirklich nach einiger Zeit, obgleich, wie ich gewiß überzeugt bin, nur zur Hälfte, denn er geſtand zwar, den Mord ſeiner Frau beabſichtigt zu haben, aber nicht länger, als drei Wochen vorher. Zu weiteren Bekenntniſſen wollte er durchaus ſich nicht verſtehen, beſonders aber leugnete er alle Schuld am Tode ſeines Schwiegervaters ab. Inzwiſchen begann die wirkliche Obduction, und ich hatte hier zuerſt Gelegenheit, über die ungeheure Verſtellung dieſes gefühlloſen Buben zu erſtaunen. Denn während ich in der Stube auf und nieder ſchreite und ihn wieder ganz in ſeine alte Ruhe und ſeinen alten Stumpfſinn verſunken ſehe, halte ich plötzlich meine Schritte an und hefte feſt und verwundert meine Augen auf ihn. Da mit einem Male, gleich als ſchämte er ſich ſeiner Gefühlloſigkeit, fing er an zu winmern: „Ach meine arme Frau!“ rang die Hände und wandte ſich von dem Leichnam ab, dem Fenſter zu. Dies dauerte jedoch keine halbe Minute, als er nach wie vor da ſaß. Ich thue, als bemerke ich es nicht, beobachte ihn aber fortwährend im Stillen, und als es mir ſcheint, daß er des blutigen und entſetzlichen Anblicks immer gewohnter wird, trete ich, nach Verlauf einer Stunde etwa, abermals in der gedachten Weiſe vor ihn hin, worauf der Niederträchtige auch ſogleich, jedoch, wie früher nur auf einen Augenblick, ſein altes Spiel wiederholt.

Nichtsdeſtoweniger ließ ich mich von ihm täuſchen, wie der

Leſer bald weiter hören wird. — Die Ärzte fanden übrigens an dem Leichnam alle Spuren der ſchrecklichſten Vergiftung, aber weder der Delinquent, der des nächſten Tages geſchloſſen nach Uſedom geführt wurde, noch die Perſonen, mit welchen er in ſträflicher Berührung geſtanden haben mochte, wollten etwas Weiteres bekennen und leugneten, beſonders die letzteren, jede ſolche Berührung.

Inzwiſchen verfügte der umſichtige Herr Stadtrichter Schulze nach einigen Wochen die Ausgrabung des Lange auf den 2. Mai, und erſt im Augenblicke der Ausführung fiel es mir ein, der Sache auch ein kirchlich feierliches Anſehen zu geben, was die verſammelten Herren billigten und in Folge deſſen wir uns in Proceſſion und unter Glockengeläut, von dem Verbrecher und zwei Gerichtsdienern gefolgt, unter dem Zulauf zahlreicher Menſchen auf den Kirchhof begaben. Man begann hierauf das Grab zu öffnen, während deſſen ich genau das Geſicht des Delinquenten beobachtete, welcher, wie ich mich deutlich erinnere, bei dem erſten Begräbniß ſeines Schwiegervaters vor Thränen vergehen wollte, und gleich, als könne er den traurigen Anblick nicht ertragen, ſich an die ferne Kirchhofsmauer begab. Aber heute war keine Thräne, ja keine ſchmerzhafte Miene an ihm zu bemerken, und erſt als der ſchwarze, ſchwebende Sarg über der Grabesöffnung hervortauchte, ſchnalzte er einige Male mit den Lippen.

Ich ließ dieſen darauf zu ebener Erde niederſetzen, und hielt ein Gebet, in welchem ich den, der allein die Herzen und Nieren prüft, und ſeine gnädige Verzeihung anrief, daß wir blöden Menſchen den Staub ſeines Knechtes, den wir ihm ſchon einmal zur Auferſtehung übergeben hätten, abermals zu rütteln wagten, und darauf flehte, daß er das Herz des armen Sünders wenden möchte, daß er bei dieſem Grauſen erregenden Sarge, bei dieſen umherliegenden nackten Schädeln und Knochen, die ihm zeigten, wie ſein eigener Schädel und ſeine eigenen Knochen nun bald ausſehen würden, ja bei dem Grabe ſeines ſchmählich ermordeten Weibes, von dem er nur wenige Schritte entfernt ſtände, dem heiligen Geiſt nicht lügen, ſondern der Wahrheit die Ehre geben möchte. Mitten in dieſem Gebete jedoch wurde ich von dem Delinquenten unterbrochen, welcher dicht vor mich trat und wiederholt unter den heiligſten Betheuerungen ſeine Unſchuld verſicherte, worauf denn an einem abgelegenen Theile des Kirchhofes zur Öffnung des Sarges geſchritten wurde. — Ein entſetzlicher Anblick bot ſich dem Auge dar! Das Geſicht der Leiche war einen Zoll hoch über und über mit einem ſo blendend weißen Schimmel bedeckt, daß das

weiße Gewand, in das sie gehüllt war, dagegen fast wie aschgrau erschien, und nur über den tief eingefallenen Augen schwebte ein schauerlicher Schatten, aschgrau und fahl von Farbe, wie das fürchterliche Pferd, auf welchem der Tod reitet. (Offenbarung 6, 8.) Siehe Leser, das ist einst dein und mein und unser Aller entsetzliches Bild!

Niemand von den bestellten Männern wagte es, die zugleich den schrecklichsten Geruch ausströmende Leiche aus dem Sarge zu heben und auf den bereit stehenden Tisch zu legen, und es verrieth in der That einen großen Grad von Muth und Selbstüberwindung, daß die beiden Ärzte, Herr Kreisphysikus Hofrath D. Kind und Herr Kreischirurgus Hannemann, nichtsdestoweniger sich entschlossen, die Section, insoweit sie der hohe Grad der Verwesung gestattete, im Sarge selbst noch zu vollziehen. Die näheren Merkmale jedoch, an welchen sich die Arsenikvergiftung sogleich an der Leiche verräth, sowie insonderheit der Magen, in welchem man ein Loch von der Größe eines Viergroschenstückes bemerkte, bürgten schon zur Stelle den Ärzten dafür, daß der Schly dieses Mal wirklich die Wahrheit gesagt und den Tod seines Schwiegervaters nicht verschuldet habe, was denn auch späterhin die chemische Zersetzung des Magens und seines Inhalts bestätigte. — Dieser Umstand fing denn schon allgemein an, Mitleid mit dem Unglücklichen zu erregen, aber da noch so Manches in seinen Aussagen dunkel und widersprechend erschien, nahm ich ihn allein vor, und wie ich ihn früher durch die Erregung der religiösen Furcht zum Geständniß gebracht, glaubte ich es jetzt am kräftigsten durch die Erregung der religiösen Wehmuth thun zu können; denn, meinte ich, wenn das harte Herz erst in Thränen sich aufschlösse, werde es mit diesen gleichsam auch seine Geheimnisse ausströmen lassen. Allein darin hatte ich mich geirrt. Denn, wiewohl er nach dem Verlauf einer halben Stunde zu weinen begann, daß er am ganzen Leibe zitterte, blieb er doch dabei, daß er jetzt nichts mehr auf seinem Herzen habe, und hob unter den heiligsten Betheurungen die nassen Augen zu Gott auf, von dem er meinte, daß er ihm seine Sünden vergeben habe, wie er deutlich in seinem Herzen fühle, und dabei folgenden Liedervers aus dem Bollhagenschen Gesangbuch hersagte, der dies bestätigen sollte:

Du weinest für Jerusalem,
Herr Jesu! heiße Zähren,
Bezeugst, es sei dir angenehm,
Wenn Sünder sich bekehren;
Wenn ich vor dir mit Buß' erschein'

Und über meine Sünde wein',
Alsdann vertilgest du aus Gnad'
All Übelthat, die mich bisher gequälet hat.
Nr. 456.

Aus thörichtem Mitleid widerlegte ich ihm den Wahn: daß die Buße nur in Thränen beſtände, nicht ſo gründlich, als ich hätte thun ſollen, ſondern glaubte in der That, er hätte Alles bekannt, bedauerte ihn, als er den Grund ſeiner ſittlichen Verwilderung auf ſeine Erziehung ſchob, hielt es für eine Art Gutmüthigkeit und Dankbarkeit, als er mir zum Abſchied wiederholt die Hände küſſen wollte, gab ihm mit Erlaubniß des Richters noch etwas Geld, um ſich das Darben in der Gefangenſchaft zu erleichtern, und verſprach, wenn ich hörte, daß er überall die Wahrheit geſagt, ihn auch in ſeinem, wiewohl fünf Meilen entfernten Gefängniß beſuchen, ja ihn ſelbſt auf ſeinem letzten Gange nicht verlaſſen zu wollen, widrigenfalls aber würde ich ihn nicht als mein Beichtkind betrachten.

Aber ſeine ſchmähliche Verſtellung leuchtete nur zu bald hervor. Als nach einigen Wochen nämlich die Auction ſeiner Mobilien auf der wolgaſter Fähre durch den Herrn Gerichtsactuar abgehalten wurde, findet ein Kind unter dem friſchen Auskehrigt eine zweite Arſenikkruke, und in Stettin wird aus dem Eingeweide ſeiner Frau allein die enorme Menge von 66½ Granen Arſenik ausgeſchieden, welche hinlänglich geweſen wäre, um zehn Menſchen damit zu ermorden, wogegen die chemiſche Unterſuchung ergiebt, daß in der erſten Kruke gar kein Gift, ſondern nur eine mehlartige Subſtanz enthalten geweſen iſt. Nichtsdeſtoweniger blieb Inquiſit beim Leugnen, erklärte hartnäckig vor Gericht: nur aus dem erſten Gefäß habe er ſeiner Frau das Gift gegeben, das zweite kenne er nicht, auch ſei die Menge deſſelben, wie er gleich Anfangs ausgeſagt, nicht größer geweſen, als davon in einer eingetunkten Federſpitze gehaftet hätte, da es doch ganz klar war, daß, wenn man bedenkt, wieviel davon auf dem natürlichen Wege ausgeworfen wurde, ihr 1) eine ungeheure Menge deſſelben müſſe beigebracht, und dies 2) in verſchiedenen Zwiſchenräumen geſchehen ſein (wahrſcheinlich oft in dem trüben Bier, das ich bei Verreichung des heiligen Abendmahls bemerkte), weil ſie ſonſt innerhalb weniger Stunden hätte ſterben müſſen, da ſie deren doch jetzt über funfzig lebte.

Trotz dieſem verſtockten Leugnen erfahre ich, daß der Verbrecher fortfahre, Tag und Nacht und zwar ſo laut zu beten, daß die unter dem Thorgefängniß durchgehenden Menſchen jedes Wort hören könnten. Hier wurde mir nun gleich der pſychologiſche Grund

seiner Verstocktheit klar, nämlich seine falsche Ansicht von dem Wesen der Buße, und da ich mir Vorwürfe machte, daß ich aus unzeitigem Mitleid ihn neuerdings nicht besser belehrt und gezeigt hätte, daß mit Weinen und Beten es nicht allein gethan sei, begab ich mich am 9. Juni nach Usedom, wo meine Vermuthung denn vollkommen durch den Herrn Superintendent Vogel bestätigt wurde, von welchem der Inquisit, jedoch, wie sich von selbst versteht, vergebens, das heilige Abendmahl gefordert hatte. Denn hätte er dies bekommen, so würde er sich vollends frei von aller Schuld und von aller Verpflichtung, die Wahrheit zu sprechen, gehalten haben. Ich begab mich also an das schwerste Amtsgeschäft meines Lebens, indem die beispiellose Heuchelei und Verstellung dieses dreiundzwanzigjährigen Menschen mich nach dem Verlauf von dreiviertel Stunden, die ich mit ihm verkehrte, so geistig und körperlich ermattet hatte, daß ich im ersten Augenblick mich kaum aufrecht halten konnte. Auf meine erste Frage: „wie geht es dir?" gab er die Antwort: „sehr traurig!" und, als ich versetzte: „wie kann es dir traurig gehen, da der liebe Gott dir ja, wie du neulich sagtest, alle deine Sünden vergeben hat?" entgegnete er ganz wie ich erwartet und vorhergesehen hatte: „ja, das hat der allmächtige Gott gethan, das fühle ich deutlich in meinem Herzen, und dies ist auch das Einzige, was mich beruhigt!"

Hier galt es denn nun, seinen schwärmerischen Wahn zu heben, und ihm auf den Grund der Schrift, wie der nachfolgenden Predigt, deren Inhalt ich in der Kürze mit ihm durchnahm, den Beweis zu führen, daß er noch todt in seinen Sünden daliege, und mit Leib und Seele dem Zorn des Allmächtigen verfallen sei. Wirklich stürzte er auch nach Verlauf einer Viertelstunde etwa zu meinem Füßen und bat, ich solle ihn nicht verlassen. Dies versprach ich denn natürlich, wenn er die Wahrheit sagen würde. Aber er betheuerte wiederholt und auf das Heiligste, nichts verschwiegen, seiner Frau nur eine Federspitze Gift, und zwar aus der ersten Kruke gegeben zu haben, daß ich fast an meiner Vernunft zu zweifeln anfing, als er zur Bestätigung seiner Aussage anfing, die Hände zu ringen, sie dann wieder flehend um meine Kniee schlang, sein Haupt daran drückte und so erbärmlich schluchzte, daß der Gefangenwärter das unten sich zahlreich versammelnde Volk forttreiben mußte. Diese Niederträchtigkeit erschütterte mich dermaßen, daß ich, während er noch immer meine Kniee umfaßt hielt, mich feierlich von ihm, als sein so schrecklich betrogener Seelsorger lossagte, ihm erklärte, daß ich bei dieser Verstockung keinen Trost mehr für Zeit und Ewigkeit für ihn wüßte, und mit einem Gebet schloß. Darauf machte ich mich von ihm los und griff nach

meinem Hut, während deſſen er aufſtand. Wie ich im Begriff war, aus der Thür zu gehen, kniete er jedoch abermals hin, hob die Hände empor und ſagte: „Wenn mich Alles verläßt, du barmherziger Gott wirſt mich nicht verlaſſen; du weißt, daß ich die Wahrheit geredet" *). Ich kehrte mich jedoch nicht daran, ſondern ging, worauf er mir plötzlich nachrief: „Kommen Sie nur wieder, nun will ich Alles bekennen!" Ich ging natürlich, doch mit welchen Gefühlen, kann man ſich denken, zurück, worauf er denn ein mit Wahrheit und Lügen vermiſchtes Geſtändniß that. Er bekannte nämlich: daß er ſeiner Frau nicht eine, ſondern einige Federſpitzen voll Gift gereicht, wie viel wiſſe er nicht, da er betrunken geweſen ſei; auch bekannte er, daß daſſelbe aus der zweiten Kruke entnommen geweſen, dagegen die erſte nur Zahnpulver enthalten habe. Die Behauptung ſchien aber offenbar erlogen, daß er, der Eiferſucht ſeiner Frau überdrüßig, ſchon früher einmal einen leichten Vergiftungsverſuch an ſich ſelbſt gemacht, ja am Oſtermontage den vergifteten Branntwein urſprünglich wieder für ſich ſelbſt beſtimmt hätte, und ſchon im Begriff geweſen wäre, ſich Brod und Fleiſch zum Zubeißen zu holen, als ſeine Frau über Magenſchmerzen gewimmert und er ihr das tödtliche Glas gereicht hätte.

Zu weiteren Geſtändniſſen wollte er ſich nicht verſtehen und leugnete gleich hartnäckig wie früher, daß er der Unglücklichen die große Menge Giftes allmählig beigebracht habe; doch erblaßte er, wie es mir ſchien, als ich ihn an das trübe Bier und das zitternde Weib erinnerte. Ich begab mich alſo, trotz ſeiner Bitten, fort, und kehrte ſelbſt am folgenden Morgen nicht wieder zurück, als er mich durch den Gefangenwärter einladen ließ, denn da er zu dieſem gemeint, daß er anfangs zwar ſehr erſchüttert geweſen, jetzt jedoch ſchon wieder ruhig ſei, hielt ich zur Zeit noch meine Erſcheinung bei ihm für überflüſſig und begnügte mich damit, ſeinem Herrn Richter zu rathen, ihm das Vollhagenſche Geſangbuch wegnehmen und ſtatt deſſen die Bibel hinlegen zu laſſen.

So ſtehen die Sachen zur Zeit, und habe ich dieſe Geſchichte inſonderheit für dich, lieber Leſer aus meiner Gemeine, ſo ausführlich erzählt, damit du und deine Kinder daran ein heilſames Exempel nehmen und die folgende Predigt deſto beſſer beherzigen mögen. Sollte der Delinquent, wie wohl nicht zu zweifeln ſteht, mit dem Leben büßen, ſo werde ich dir unter Gottes gnädigem

*) Doch muß ich hier bemerken, daß ich bei der innern Bewegung, in der ich war, nicht mehr mit völliger Gewißheit behaupten kann, ob der Heuchler wirklich die unterſtrichenen Worte geſprochen. Doch iſt es mir ganz ſo.

Beistand eine dritte*) Predigt, die Richtpredigt, halten, und sie mit dem Ende seiner Lebensgeschichte wiederum in den Druck geben, damit diese schreckliche Geschichte und die Warnungen deines treumeinenden Seelsorgers dir und den Deinen noch nach langen Jahren dienen mögen zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, wozu dir Gott helfe um Christi willen. Amen.

---

*) Die erste, auf welche sich die folgende bezieht, ist gleichfalls gedruckt und in allen Schulen der Parochie vertheilt worden.

Du biſt nicht ein Gott, dem gottlos Weſen gefällt; wer böſe iſt, bleibet nicht vor Dir, die Ruhmräthigen beſtehen nicht vor deinen Augen; du biſt feind allen Uebelthätern, du bringeſt die Lügner um, denn du, Herr, haſt Gräuel an den Blutgierigen und Falſchen. Amen.

Geliebte im Herrn!

Da ſeit einiger Zeit der Diebſtahl in einem unſerer eingepfarrten Dörfer auf immer verwegenere Weiſe getrieben wurde, hielt ich es heute vor einem Jahre für nützlich, euch die Wahrheit zu Herzen zu führen, daß ein Dieb weder ſich ſelbſt, noch die Seinigen liebt. Zugleich erzählte ich euch am Schluſſe meiner treugemeinten Predigt eine traurige Geſchichte, wie aus einem Diebe ein Mörder geworden, warnte euch vor einem ähnlichen Unglück, und damit ihr meine Worte euch nicht ſo bald wieder aus dem Sinn ſchlagen möchtet, ließ ich die Predigt drucken, und, wie ihr wißt, iſt ſie jetzt in eurer Aller Händen. Aber in dem Dorfe N., das ich heute hier öffentlich nennen muß, hat dieſe Warnung wenig genützet. Man hat fortgefahren zu ſtehlen, und hat ſich über die Predigt ſelbſt zum Theil mit einer Bosheit geäußert, die ich hier nicht erwähnen mag, und zwar ſollen dies nicht blos erwachſene Leute, ſondern, was mich am meiſten ſchmerzt, ſogar Kinder gethan haben. Ich hatte daher in meiner menſchlichen Thor-

heit dieſe verſtockten Sünder ſchon aufgegeben, aber nicht der Herr. Was that er in ſeiner göttlichen Weisheit? Gleichſam als hätte er mich heute vor einem Jahre zu einem Propheten gemacht, mußten wir erleben, daß dieſelbe Geſchichte, welche ich euch erzählte, inzwiſchen unter uns in Erfüllung ging, mußten wir erleben, daß aus einem Diebe ein Mörder, ja ein Mörder ſeines eignen Weibes ward! An und für ſich iſt das nun eben nicht zu verwundern, denn obgleich die meiſten böſen Leidenſchaften, als da ſind Zorn, Neid Rachſucht und dergleichen, den Menſchen zum Morde führen; ſo iſt es doch ganz beſonders die Habſucht, iſt es der Geiz, dieſe Wurzel alles Uebels, wodurch er zuerſt zum Diebſtahl und ſodann zum Morde verleitet wird. Denn die Habſucht wird nimmer geſättiget, ſie will, wie ihr Name ſagt, immer mehr haben, und wenn ſie nicht unterdrückt wird, ſo achtet ſie auch bald das Leben des Menſchen nicht mehr, ſobald ſie ihren Vortheil ſieht. So ging's auch dem unglücklichen Mörder in unſerer Gemeine. Die Habſucht reizte ihn, zuerſt Obſt, Stroh und dergleichen zu ſtehlen, bald ging er zu werthvolleren Dingen über, darauf betrog er die Leute und nahm ſich unter fremdem Namen Waaren von den Kaufleuten aus. Endlich reizte auch dies ſeine Habſucht zu wenig; er verlangte frei mit dem Vermögen ſeiner Frau ſchalten und walten zu können, und deshalb vergiftete er ſie. Und ſeht, ſeine Lebensgeſchichte iſt die Lebensgeſchichte faſt aller Mörder in unſerer Zeit. Die meiſten haben als Diebe angefangen, und ſind oft ohne ihren Willen und ohne ihre Abſicht dahin gekommen, daß ſie ihre Hände in dem Blute ihres Mitmenſchen färbten. Denn nicht ſelten kamen ſie in ſo große Noth und Gefahr, daß ſie Den erſchlagen mußten, den ſie beſtehlen wollten, um ſelbſt ſicher zu ſein, oder der Teufel ſpiegelte ihnen auch plötzlich eine ſo günſtige Gelegenheit vor, mit einem Male ſteinreich zu werden und

doch unentdeckt zu bleiben, daß ſie gleichſam die Beſinnung verloren, und ſo die abſcheuliche That verübten. Denn das Geld iſt die rechte Lockſpeiſe, welche der Teufel auswirft, um die armen Seelen für die Hölle zu fangen, der Diebſtahl das iſt das rechte Unkraut, aus dem er die rothe Blume des Mordes hervorwachſen läßt. —

An und für ſich iſt es alſo nicht wunderbar, daß wir dieſes erſchreckliche Exempel, wie aus einem Diebe ein Mörder wird, unter uns erlebten. Das aber iſt bewundernswürdig, und das iſt ein furchtbarer Fingerzeig des gerechten Gottes, daß er jetzt gerade, jetzt, nachdem ich euch eben vor einem Jahre zeigte, wie aus einem Diebe ein Mörder werden könne, und Viele es nicht glauben wollten, ja Mancher wohl ſogar darüber ſpottete, das iſt ein Fingerzeig des gerechten Gottes, ſage ich, daß er jetzt meine Stelle gleichſam ſelbſt übernimmt, daß er jetzt es euch ſelber zeigt, daß ich die Wahrheit geredet habe. Wen unter uns, der ein menſchliches Gefühl hat und meine weiſſagende Diebspredigt gehört oder geleſen, hätte dieſer Fingerzeig Gottes nicht tief und innig ergriffen? Mich hat er es vor allen Dingen gethan, und wie ich in dieſen Tagen darüber nachdachte, was ich an dem heiligen Pfingſtfeſte zu euch reden wollte, da war es mir, als hörte ich die Stimme Gottes in meinem Herzen alſo ſprechen:

„Gehe noch einmal hin, mein Knecht, zu dieſem verirrten Häuflein, das zwar deine Thorheit aufgegeben hat, aber nicht meine Weisheit. Wenn ſie dich jetzt nicht hören wollen, wo ich ſelber dein Wort bekräftigt habe, wie einſt am erſten Pfingſttage das Wort der Apoſtel durch mitfolgende Zeichen, ſo werden ſie dich nimmer hören, ſo werden ſie die Sünde gegen den heiligen Geiſt begehen, von welcher mein Sohn ihnen geſagt hat, daß ſie nicht vergeben werden ſolle weder in dieſer noch in jener Welt; gehe hin, mein Knecht,

und zeige ihnen an dem blutjungen Diebe, der sein Weib erschlug, den Abgrund, an welchen sie sich selber führen und ihre blutjungen Söhne und Töchter; gehe hin, mein Knecht, und wühle in ihrem Gewissen, wie der Sturmwind wühlt in dem Abgrunde des Meeres; gehe hin, mein Knecht, und schrecke sie und zeige ihnen den entsetzlichen Fluch, mit dem ich schon auf Erden die Seele, wie den Leib des Mörders verfolge!" — So, dünkte mich, sprach der Herr in meinem Herzen, und indem ich ihn anflehte um seinen Geist, der die Welt straft um die Sünde, um die Gerechtigkeit und um das Gericht, folge ich heute seiner Stimme, trete vor euch hin, und rufe euch in seinem Namen zu: machet euch bereit, ihr Diebe, den Fluch des Allmächtigen zu hören.

1 Mos. 4 v. 3—15 steht geschrieben:

„Es begab sich aber, daß Cain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes. Und Habel brachte auch von den Erstlingen seiner Heerde und von ihren Fetten. Und der Herr sahe gnädiglich an Habel und sein Opfer. Aber Cain. und sein Opfer sah er nicht gnädiglich an. Da ergrimmte Cain sehr und seine Geberden verstellten sich. Da sprach der Herr zu Cain: Warum ergrimmst du, und warum verstellen sich deine Geberden? Ist es nicht also, wenn du fromm bist, so bist du angenehm, bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Thür. Aber laß du ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie. Da redete Cain mit seinem Bruder Habel. Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhob sich Cain wider seinen Bruder Habel und schlug ihn todt. Da sprach der Herr zu Cain: Wo ist dein Bruder Habel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein? Er aber sprach: Was hast du gethan? Die Stimme deines Bruders Bluts schreiet zu mir von der Erde. Und nun, verflucht seist du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgethan und deines Bruders Blut von

deinen Händen empfangen! Wenn du den Acker bauen wirſt, ſoll er dir hinfort ſein Vermögen nicht geben, unſtät und flüchtig ſollſt du ſein auf Erden! Cain aber ſprach zu dem Herrn: Meine Sünde iſt größer, denn daß ſie mir vergeben werden möge. Siehe, du treibſt mich heute aus dem Lande, und muß mich vor deinem Angeſicht verbergen, und muß unſtät und flüchtig ſein auf Erden. So wird mirs gehen, daß mich todt ſchlage, wer mich findet. Aber der Herr ſprach zu ihm: Nein, ſondern wer Cain todt ſchlägt, das ſoll ſiebenfältig gerochen werden. Und der Herr machte ein Zeichen an Cain, daß ihn Niemand erſchlüge, wer ihn fände." —

Dieſe Worte habe ich inſonderheit zu unſerm Texte gewählt, weil es die waren, wodurch ich den Mörder zu dem Geſtändniß brachte, daß er ſein Verbrechen nicht im halben Rauſche begangen, ſondern es ſeit längerer Zeit bei nüchternem Verſtande bedacht und beſchloſſen habe. Denn als ich ihn mit dem Finger auf die Leiche ſeines Weibes wies und die Worte Gottes zu Cain wiederholte: „Was haſt du gethan? die Stimme von dem Blute deines Weibes ſchreiet zu Gott von der Erde. Und nun verflucht ſeiſt du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgethan und deines Weibes Blut von deinen Händen empfangen," da war es, als ob der Fluch Gottes auch ihm plötzlich Leib und Seele befiel, da konnte er nicht länger leugnen, da mußte er mit Cain bekennen: „Meine Sünde iſt größer, als daß ſie mir vergeben werden könne!" — Ich glaube daher, euch und eure Kinder nicht beſſer warnen und mit Gottes Hülfe nicht gewiſſer von dem Diebſtahl, dieſem Diener und verwegenen Vorläufer des Mordes, abſchrecken zu können, als wenn ich euch die Worte Gottes zu Cain: Verflucht ſeiſt du auf der Erde! in das Gewiſſen donnere. Ich brauche hier gar nicht die große, lange Ewigkeit und die göttlichen Strafen in derſelben zu Hülfe zu nehmen, und thue es auch des-

halb nicht, weil Etliche unter euch zweifeln, ob es eine solche Ewigkeit giebt, und vielmehr glauben, daß beim Menschen wie beim Vieh das Leben mit dem Athem aufhört; nein, ich kann mich ganz an die Worte unsers Textes halten, um eure verhärteten Herzen mit Schauder und Entsetzen zu füllen, wenn ich euch hiernach

den Fluch Gottes zeige, der den Mörder schon auf dieser Erde trifft.

Dieser Fluch aber ist ein dreifacher und zwar

1) ein Fluch der Seele,
2) ein Fluch des Leibes,
3) ein Fluch des Gedächtnisses.

Die Seele, m. Z., hat gewisse Kräfte, als da sind Vernunft, Wille, Gewissen, Einbildungskraft u. s. w. Von diesen Kräften unserer Seele sind es nun die beiden letzteren, nämlich Gewissen und Einbildungskraft, welche Gott bei jedem Mörder von Cain bis Schly mit seinem entsetzlichen Fluche belegt. Mit dem Gewissen macht er jederzeit den Anfang; doch nach seiner grundlosen Barmherzigkeit schickt er es gleichsam erst als einen Friedensboten vor seinem Strafgericht voraus und läßt durch dasselbe jeden Menschen warnen, in dessen Seele er böse Gedanken aufsteigen sieht. Dies that er schon bei dem Cain, als er sah, daß seine Geberden sich vor Neid über seinen Bruder verstellten. Denn er warnte ihn und sprach: „Warum ergrimmest du und warum verstellen sich deine Geberden? Ist es nicht also, wenn du fromm bist, so bist du angenehm, bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Thür. Aber laß du ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie." Aber Cain hörte nicht auf die Warnungsstimme Gottes; er erschlug seinen Bruder, und es schien im ersten Augenblick, als ob sein Gewissen wieder gänzlich in Schlaf gesunken sei, denn als Gott ihn rief, war er trotzig und sprach: Ich weiß nicht, wo mein Bruder ist; soll ich sein Hüter sein? —

Da mit einem Male belegte Gott ihn mit seinem Fluche, und plötzlich verging ihm sein Trotz, der Friedensbote verwandelte sich in einen Todesboten und von unaussprechlichen Qualen gepeinigt, rief er aus: „Meine Sünde ist größer als daß sie mir vergeben werden möge."

Gerade so verfuhr auch der Herr mit unserm unglücklichen Mörder. Er warnte ihn durch sein Gewissen, wie der Elende mir selbst unter Thränen bekannt hat. Es schrie ihm zu: Thu es nicht, thu es nicht! lege nicht deine Hand an das Leben deines Weibes! Aber er hörte nicht auf diesen warnenden Boten seines Gottes. Er erschlug sein Weib, und gerade wie bei Cain schien sein Gewissen auch einen Augenblick zu ruhen. Denn er lachte und war guter Dinge, sprang über Hecken und Zäune vor Freude, als sein Weib im Todeskampfe lag, und als ich und mancher Andere Verdacht zu schöpfen anfing, war er eben so trotzig wie Cain, und wollte mit dem alles Ernstes sprechen, der ihm solche Uebelthat auf den Leib schieben würde. Aber der Herr, der gewaltige Rächer, schlief so wenig in unsern, als in Cains Tagen. Das Blut des gerechten Abels schrie zu ihm von der Erde nicht mit einer, sondern mit tausend Stimmen, ich sage mit tausend Stimmen; denn im hebräischen Grundtexte steht: Die Blute, um gleichsam anzudeuten, daß jeder Tropfen des Ermordeten geschrieen, daß jeder Tropfen eine Stimme gehabt habe, um die ungeheure That dem Himmel zu verkündigen und die göttliche Gerechtigkeit anzuflehen. Mit so viel tausend Stimmen schrie denn auch das Blut des gemordeten Weibes. Und plötzlich schlug der entsetzliche Richter das Gewissen des Schly, wie er einst das des Cain geschlagen hatte. Er ward unruhig, ließ hin und wieder einzelne, dunkle Äußerungen über das verübte Verbrechen fallen, theilte es endlich, von innerer Angst getrieben, seiner Pflegemutter mit, ward immer unruhiger und rannte fort, als

er mich kommen ſah. Aber als ich darauf ihn bewachen ließ und nun mit dem Schwerte des göttlichen Wortes ihn antrat, wo war da ſein Trotz geblieben? — Wie verſtellten ſich da gleich dem Cain ſeine Geberden! Ha, wie arbeitete ſein Buſen, wie ſchoß ihm das Blut in das Angeſicht, wie wild ſtierten ſeine Augen, wie weit thaten ſich ſeine Naſennüſtern auf, und welches Zittern ergriff ihn am ganzen Leibe! — O meine Brüder, was kann die ſchreckliche Qual ſeines Gewiſſens ſchildern? — Nur das treffliche Bild vermag es, was Gott in unſerm Texte von der Sünde giebt. Er ſagt nämlich: ſie ruhet vor der Thür, wir ſollen ſie aber nicht hinein laſſen. Dieſes Bild iſt von einem Raubthier hergenommen, welches in ſüdlichen Ländern der Erde noch heut zu Tage öfter in die Häuſer der Menſchen bricht. Iſt es hinein, ſo würgt es rings umher und das ganze Haus iſt voll von dem entſetzlichen Schrei der Angſt und des Jammers. So war auch Schly wie einſt Cains Bruſt voll entſetzlicher Angſt und entſetzlichen Jammers! Denn nur die Angſt, wenn zur Nachtzeit ein blutiges Raubthier in mein Haus bricht und vor meinen Augen mein Weib und meine Kinder ermordet, ohne daß ich ihnen helfen kann, iſt der entſetzlichen Angſt des Gewiſſens in der Bruſt des Mörders gleich, wenn Gott der Allmächtige es ſchlägt, und wenn Gott der Allgewaltige es mit ſeinem Fluche trifft.

Wehe, wehe! und ihr unglücklichen Diebe wollet die Thür unſers Herzens offen ſtehen und das blutige Raubthier hineinfahren laſſen? Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten: vom Diebſtahl zum Morde iſt nur ein Schritt! Wollt ihr es mir nicht glauben: ſehet, er hat es euch ja ſelbſt gezeigt, daß ich heute vor einem Jahre die Wahrheit geredet habe; ſehet, er hat es euch ja ſelbſt an einem Menſchen gezeigt, der unter euch geboren und groß gewachſen iſt!

Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten. Was kann aus euch und euren Kindern werden! —

Fürwahr, mich überläuft ein Schauder, wenn ich an den entſetzlichen Fluch denke, mit dem Gott das Gewiſſen des Mörders belegt; aber dennoch bin ich zweifelhaft, ob der Fluch, mit dem er die Einbildungskraft des Mörders trifft, nicht noch ſchrecklicher und entſetzlicher ſei. Die Einbildungskraft, m. Z., iſt nämlich ein Vermögen unſers Geiſtes, womit wir uns unter Anderm vergangene und zukünftige Dinge, als gegenwärtig vorſtellen. Wenn ihr z. B. wollt, ſo könnt ihr euch jetzt mit eurer Einbildungskraft oder mit euren Gedanken, wie ihr zu ſagen pflegt, plötzlich in die Vergangenheit verſetzen und euch irgend etwas Wichtiges aus eurem Leben, z. B. den Todes- und Begräbnißtag eines geliebten Angehörigen, ſo lebendig vorſtellen, als ob euch das Alles vor Augen ſtände. Ebenſo raſch verſetzt ihr euch, wenn ihr wollt, mit derſelben Kraft eurer Seele in die Zukunft. Ihr ſehet dann jetzt, zur Saatzeit, ſchon die Erntewagen im Geiſte auf dem Felde ſtehen, ſehet die Stellen, wo ihr im nächſten Herbſte ackern werdet u. ſ. w. Nun, dieſe Kraft unſerer Seele, welche ſolches thut, nennt man, wie geſagt, die Einbildungskraft, und ſie iſt es nicht minder, als das Gewiſſen des Mörders, welche der Fluch des Allmächtigen trifft. Bei Cain regte ſie ſich augenblicklich. Es war ihm, als ob er ſchon von Vater und Mutter verſtoßen wäre, es kam ihm vor, als ob alle Menſchen hinter ihm herliefen, denn er ſagte, (V. 14.) zu Gott: „Ich muß unſtät und flüchtig ſein auf Erden. So wird mirs gehen daß mich todt ſchlage, wer mich findet.“ Und unter ſolchem Fluche arbeitet die Einbildungskraft jedes Mörders bis auf den heutigen Tag. Bald fliegt ſie rückwärts, bald vorwärts wie der ſchwarze Rabe des Noa auf dem Spiegel des Gewäſſers, ohne einen Ruhepunkt zu finden. Die Lange-

weile, die einſamen Tage und die noch einſamern Nächte, welche der Unglückliche in ſeinem Gefängniß hat, vermehren noch den entſetzlichen Fluch ſeiner Einbildungskraft. Er wiederholt ſich tauſend- und aber tauſendmal ſeine blutige That in Gedanken, und, wie er ſich auch anſtrenge, um etwas Anderes zu denken, er kann es nicht, beſonders in den ſchlafloſen, bittern Nächten kann er es nicht. Die blutige Geſtalt ſeines Opfers ſchwebt ihm vor Augen auf den Mauern ſeines Gefängniſſes. Und regt ſich irgend Etwas um ihn, fällt ein Steinchen zu Boden, oder ſchlägt der Regen plötzlich an die Fenſter ſeines Gefängniſſes, ſo ſchaudert er, ſo ſträubt ſich ſein Haar gen Himmel; ſo iſt ihm, als ſtrecke ſich der Arm des Ermorteten nach ihm aus. Iſt wieder um ihn Alles ruhig, ſo iſt er es doch nicht, ſo fängt ſeine Einbildungskraft an, aufs Neue ihr ſchreckliches Spiel zu wiederholen, und ſelbſt in den wenigen Stunden, die er ſchläft, läßt ſie ihm keine Ruhe, ſondern quält ihn mit furchtbaren Träumen nach wie vor. Verläßt ihn der Schatten des Erſchlagenen einen Augenblick, ſo treten ſeine unglücklichen Anverwandten vor ſeine Seele. Er ſieht, wie ſein armer Vater ſich die grauen Haare ausrauft vor Jammer über ſein ungerathenes Kind; er ſieht, wie ſeine Mutter ſich die Hände wund ringt und den Tag verflucht, wo ſie ihn zur Welt brachte; er ſieht Brüder und Schweſtern, Weib und Kind, wenn er ſie hat, vergehen vor Thränen; er höret ihr Schluchzen, er höret das Wehe, welches ſie über ſeine Seele ſchreien. Da mit einem Male greift die Einbildungskraft in ſein Gewiſſen zurück wie ein Mühlrad in das andere, und wie dieſes Alles zermalmt, was es ergriffen, ſo wird gleichſam ſeine ganze Seele unter furchtbaren Schmerzen zermalmt; er ächzt, er flucht, er betet; er will aufſtehen und flüchtig werden, wie Cain, aber er ſinkt ohnmächtig zurück, von ſeinen Ketten gehalten. Und

doch ist dies nur die halbe Qual, welche seine Einbildungskraft zu erdulden hat! — Ebenso oft als sie rückwärts geflogen ist, fliegt sie mit ihm vorwärts. So lebendig wie ihr jetzt in Gedanken euer Haus vor euch stehen seht, so lebendig sieht er den Galgen vor sich stehen. Obgleich sein Leben so elend ist, obgleich ihm die Stunden zu Tagen und die Tage zu Monaten werden, so zittert er doch, wenn der Morgen anbricht, denn mit jedem Morgen rückt er dem Galgen um einen Schritt näher. Er versetzt sich wiederholt an seinen letzten Morgen. Er sieht im Geiste, wie man kommt und ihn zur Hinrichtung abholt; er sieht, wie man mit ihm am Fuße des Richtplatzes ankommt; er sieht die versammelte Menge, er sieht den Scharfrichter mit seinen Gehülfen und seinen Instrumenten, er sieht den Sarg und die Grube, in der man ihn verscharren, er sieht den Richtblock, auf welchem sein Haupt fallen wird. Ja ihm ist's, als fühle er schon, wie die Henker ihn ergreifen, ihm ist's, als fühle er den entsetzlichen Schlag und laut aufstöhnend kommt er zu sich selbst, doch nicht, um nun endlich zu ruhen; nein, um dieselben Bilder des Schreckens aufs Neue und abermals aufs Neue, und ohne Ende aufs Neue zu wiederholen. —

Sehet, sehet, solchen Jammer enthält das Wort des Herrn in sich: Verflucht seist du auf dieser Erde!

Und ihr verstockten Diebe könnt fortwährend die Langmuth eures Gottes mißbrauchen? — Ich wiederhole es: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Nicht allein er selbst hat es euch gezeigt, wie aus einem Diebe ein Mörder wird, und so wenig der Dieb Schly heute vor einem Jahre wußte, was aus ihm werden würde, so wenig könnt ihr wissen, was über ein Jahr oder länger aus euch und euren Kindern werden kann, wenn der Teufel euch einen Fallstrick legt, und der Allmächtige euch in seinem Zorne dahin giebt! Hö-

ret, was der Apoſtel ſagt (Römer 2, 4. 5.) und zittert heute an Leib und Seele vor der Gewalt ſeiner Worte: „Verachteſt du den Reichthum ſeiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Du aber nach deinem verſtockten und unbußfertigen Herzen häufeſt dir ſelbſt den Zorn auf den Tag des Zornes und der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes!"

So wie nun Gott die Seele des Mörders mit ſeinem Fluche belegt, ſo thut er's nicht minder den Leib. Von dem Cain heißt es: „es verſtellten ſich ſeine Geberden," was auch nach dem hebräiſchen Grundtext heißen kann: „es verfiel ſein Angeſicht." Verfiel es damals ſchon und verlor, vom Neide entſtellt, die ſchönen und ſanften Züge der Liebe und der Demuth, wie viel mehr mag es verfallen ſein und ſich in Wildheit und abſchreckende Häßlichkeit verwandelt haben, als er nun wirklich unſtät und flüchtig auf Erden ward. Alſo verfällt noch bis auf dieſen Tag das Angeſicht eines jeden Mörders. Seine Mienen verwandeln ſich, ſeine Augen werden wild und ſtier, die Röthe ſeiner Wangen verſchwindet, blaß, gelb und erdfahl wird ſein Ausſehen, die Haare gehen aus auf ſeinem Haupte, er wird ein Bild der abſchreckendſten Häßlichkeit, ein Bild des Teufels, dem er gedient, und die Kraft und Stärke ſeines Leibes verwelkt wie eine eingeknickte Pflanze. Aber dieſer Fluch, mit dem Gott die Sanftmuth und Schönheit aus dem Geſichte des Mörders, wie die Kraft und Stärke aus ſeinen Knochen tilgt, iſt nur die halbe Strafe. Er will in ſeinem gerechten Zorne den ganzen Leib des Mörders, er will auch ſein verrätheriſches Blut haben. Dem Cain ſchenkte er freilich das Leben und unſtreitig deshalb, weil das Gebot: „wer Menſchenblut vergießt, deß Blut ſoll auch durch Menſchen vergoſſen werden" erſt dem Noa und ſeinen Söhnen (1 Moſ. 9, 5). gegeben wurde, und

der Menſch zur Zeit blos auf das natürliche Geſetz in ſeinem Herzen verwieſen war, wovon der Apoſtel (Röm. 2, 14 u. 15) redet. Darum ließ der gerechte Gott nicht Hand an ſein Leben legen, ſondern ſicherte und ſchützte ihn im Gegentheil vor der Verfolgung der Menſchen. Seit aber dieſes Gebot von dem Herrn gegeben worden, welches er dem Moſes, ſeinem heiligen Propheten, (Buch 2 Cap. 21, 12., Buch 3 Cap. 24, 17., Buch 4, Cap. 35, 16.) wiederholt, und das von ſeinem eingeborenen Sohne ſelbſt nicht aufgehoben, ſondern (Matth. 26, 52.) beſtätigt iſt; ſeit dieſes Gebot gegeben worden, ſage ich, muß auch der Leib eines jeden Mörders bluten. Nur dann, wenn der Todtſchlag unbeabſichtigt war, oder im Uebermaaß des bewußtloſen Zornes ausgeübt wurde, pflegen die Fürſten, als die irdiſchen Stellvertreter Gottes auf Erden, die Güte deſſelben, welche er dem Cain widerfahren ließ, nachzuahmen, und den Uebelthäter entweder aus dem Lande zu verbannen, oder ihn im Gefängniſſe auf Lebenszeit unter feſtem Verſchluß in Sicherheit zu halten; nie aber oder höchſt ſelten thun ſie dies, wenn der Mörder zugleich ein Dieb war, der darauf ausging, Menſchenblut zu vergießen. Dann trifft der ganze Fluch Gottes ſeinen unglückſeligen Leib. Blaß, elend, wirre, kraftlos ſieht er den lange gefürchteten Morgen anbrechen, wo er zum Tode geführt wird. Er findet Alles ſo, wie er es ſich nicht tauſend, nein wie er es ſich hundertauſend Mal vorgeſtellt. Nur ſeine Angſt, von der er glaubte, daß ſie nie größer werden könnte, wird dennoch größer mit jedem Augenblick, mit dem er ſich dem Galgen nähert. Er möchte gern fliehen, aber mehr als ſeine Ketten hält ihn der Fluch Gottes feſt, der ihm Leib und Seele befallen; er möchte gern die Hülfe der Menſchen anrufen, aber er weiß, daß er dieſer Hülfe nicht werth iſt, und daß Niemand ſie ihm bringen wird. Seine Glieder ſind oft ſo ſchwach, daß ſie das

Zittern, ja daß ſie das Gehen verlernt haben; er muß oft vom Wagen gehoben werden; man ſollte oft kaum mehr glauben, daß noch Leben und Blut in ihm wäre, bis die Knochen unter dem Rade des Henkers krachen, und das Zucken des Unglücklichen zeigt, daß er wirklich noch Leben und Empfindung habe, oder bis der rothe Blutſtrahl mannshoch über ſeinem Rumpfe hervorſpritzt! — Sehet, ſehet, ſo viel Jammer enthält das Wort des Herrn: Du ſeiſt verflucht auf der Erde! Ueberläuft euch, verſtockte Diebe, denn noch kein Schauder, denket ihr denn noch nicht daran, daß es euch auch ſo gehen könne mit euren Söhnen und Töchtern? Seid ihr etwa gerechter vor Gottes Augen, als der Dieb Schly es etwa war, könnt ihr euch etwa beſſer vor ihm verbergen, als der Dieb Schly es konnte? Nun wenn das Alles nicht, o ſo laſſet, ſo laſſet euch doch beſchwören bei dieſem lebendigen Kopfe, der noch auf eurem Rumpfe ſitzt, bei dieſem warmen Blute, das noch in euren Adern rollt, laſſet euch beſchwören, ihr Alten, laſſet euch beſchwören, ihr Jungen, kehrt um, kehrt um, und ſehet auf das entſetzliche Exempel, das Gott wie eine blutige Warnungsfahne euch vor Augen geſetzt hat! —

Aber, wenn der Leichnam längſt ausgezuckt hat, ja wenn er längſt verweſet und in Aſche zerfallen iſt, liegt der Fluch Gottes noch auf dem Gedächtniß des Mörders. Cains verfluchtes Gedächtniß währet bis auf die heutige Stunde und vor dem Namen Schly werden noch in unſerer Gemeine, in der, ſoweit ihre Geſchichte reicht, ein ſolcher Schreckensfall ſich nicht ereignet hat, die ſpäteſten Geſchlechter ebenſo erbeben, wie ihr es jetzo thut; denn ſo verhaßt iſt ja das Gedächtniß eines Mörders, daß ſelbſt vor ſeinem Namen die meiſten Menſchen ein unwillkürlicher Schauder anwandelt. Dies iſt noch mehr der Fall mit den Sachen, die er trug und berührte, und wie viel Arme z. B. hier heute auch unter uns ſein mögen, die ein geſchenk-

tes Kleid mit Freuden annehmen, das geſchenkte Kleid eines Mörders würden ſie ſchwerlich annehmen, ſondern ſich mit Grauſen wegwenden, wenn man ihnen zumuthete, es anzuziehen. Der Fluch ſeines Gedächtniſſes ſchwebt noch lange über dem Hauſe, worin er wohnte, und über dem Zimmer, worin er ſeine Frevelthat verübte, und bleibt immerdar wie eine verpeſtete Wolke über dem Ort gelagert, wo man ihm die letzte Pein anthat und daneben ſeine gottverfluchten Gebeine begrub. Den Ort zeigt man noch nach vielen Menſchenaltern, und noch nach vielen Menſchenaltern fühlt der Wanderer ein Grauſen, wenn er zur Nachtzeit an dieſer unheiligen Stätte vorübergeht.

Sehet, ſehet, ſolchen Jammer enthält das Wort des Herrn: „verflucht ſeiſt Du auf der Erde!“ Und dennoch iſt all dieſer Jammer, wie der Erlöſer es (Lucas 12, 5.) ſo ſchrecklich andeutet, gar nichts zu achten gegen den großen Jammer der unbußfertigen und unbekehrten Seele in der Ewigkeit. —

O Herr, was muß das für ein Jammer ſein, wenn du kommſt in den Wolken deiner Herrlichkeit und deine heiligen Engel mit dir *); wenn die Grundkräfte aller Dinge ſich im Himmel und auf Erden bewegen **), wenn du die Völker, die ſchon verſchmachtet ſind vor Furcht und Erwarten der Dinge, die da kommen ſollen ***), um den erhabenen Thron deiner Herrlichkeit verſammelſt und ſie ſcheideſt, wie ein Hirte ſeine Schaafe ſcheidet ****); was muß das für ein Jammer ſein, wenn nun das ewige Wehe über die gerichtete Seele geſchrieen wird †), wenn ſie nun trinken muß, nicht den

*) Matth. 25, 31. — **) daſ. 24, 29. — ***) Lucas 21, 26. — ****) Matth. 25, 31, 32. — †) Matth. 23, 13.

Kelch der Verſöhnung in deines Vaters Reich *); ſondern den Kelch deines ewigen Zornes **); was muß das für ein Jammer ſein, wenn ſie nnn hinausgeſtoßen wird in die Pein, die nimmer endet ***), wenn nun der Wurm hervorgekrochen kömmt, der nimmer ſtirbet, wenn nun das Feuer vor ihr aufblitzt, das nimmer auslöſcht ****), was muß das für ein Jammer ſein, da aller Erdenjammer gegen ihn nichts zu achten iſt! — Herr, Herr, bewahre uns Alle vor dieſem Jammer, inſonderheit aber die unglücklichen Diebe in meiner Gemeine, die meinen warnenden Worten nicht glauben wollten, und denen du nun ſelbſt die Augen geöffnet haſt! Siehe, o Herr, ich bin deiner Stimme in meinem Herzen gefolgt, ich habe ihnen an dem blutjungen Diebe, der ſein Weib erſchlug, den Abgrund gezeigt, an den ſie ſich ſelber führen, wie ihre blutjungen Söhne und Töchter; ich habe ihnen den entſetzlichen Fluch gezeigt, unter dem du den Leib und Seele des Mörders ſchon hier auf Erden zittern läſſeſt; ich habe verſucht, in ihrem Gewiſſen zu wühlen, wie der Sturmwind wühlt in dem Abgrund des Meeres! Hören ſie mich jetzt nicht, wo du ſelbſt ein Zeichen vor ihren verblendeten Augen thateſt, ſo werden ſie mich nimmer hören; bleiben ſie jetzt noch verſtockt, ſo iſt ihr Herz noch härter, als das Herz des Pharao; geloben ſie jetzt nicht, ihre Kinder in der Furcht und Ermahnung zu dir zu erziehen, ſo ſind ſie keine Menſchenväter und Menſchenmütter, ſondern Rabenväter und Rabenmütter; gehen ſie jetzt noch nicht öffentlich oder im Stillen hin und legen den Leuten das Geſtohlene wieder vor die Thür, ſo ſind ſie ſchlechter als Judas, der das Blut-

---

*) Matth. 26, 29. — **) Offenbarung 14, 10. — ***) Matth. 25, 46. — ****) Marc. 9, 44.

geld wieder reuig in den Tempel warf; fahren ſie jetzt noch fort zu ſtehlen oder ihren Kindern Anleitung zum Stehlen zu geben, ſo ſind ſie werth, daß auch ihnen einſt Leib und Seele unter deinem entſetzlichen Fluche zittere, der nicht mit dem Jammer dieſer Erde endet, ſondern hinaufreicht in den großen, nimmer endenden Jammer der Ewigkeit. Amen.

Das Haupt Ferdinand's von Schill.

Gezeichnet am Tage der feierlichen Beerdigung zu Braunschweig den 24ten September 1809

Schill.

Eine poetiſche Feſtgabe

zur

25jährigen Jubelfeier der Schlacht

bei

Leipzig

von

Wilhelm Meinhold.

Mit dem Bildniß Ferdinand's von Schill.

(Verſpätet.)

K. 1910. 2016

Paſewalk,
bei Ed. Hellm. Freyberg.
1839.

Kgl. Bibl.

Dem

begeiſterten Freunde Ferdinand's von Schill,

dem uneigennützigen, grossdenkenden, edlen deutſchen Manne,

Friedrich von Bechelde

in Braunſchweig

gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Vorrede.

Unter allen Versuchen, welche neuerdings gemacht sind, dem Epos wieder in der gesunkenen Zeitmeinung seinen hohen Werth für die Poesie zu erneuen, scheint mir der geniale Versuch des Herrn J. L. Pyrker obenan zu stehen. Denn abgesehen von dem sonstigen hohen Werth seiner beiden originellen Dichtungen: „Tunisias und Rudolph von Habsburg" ist seine neue Maschinerie von einer bedeutsamen, noch lange nicht genug anerkannten Wichtigkeit für die Theorie dieser Dichtungsart.

Bekanntlich läßt Herr Pyrker nämlich anstatt der, in der Zeitvorstellung längst verblaßten und verschossenen Gestalten von Engeln und Dämonen die Schatten großer Helden der Vorzeit als übersinnliche Leiter der Handlung auftreten. Und, von welcher schlagenden Wirkung diese Maschinerie sein würde, müßte besonders recht klar in die Augen fallen, wenn es einem Dichter gefiele, eine große, gesangeswerthe Erscheinung der neueren Zeit, z. B. die Schlacht bei Leipzig zum Gegenstand eines Epos zu machen, Denn, ließe er hier etwa auf preußischer Seite die Schatten von Friedrich dem Großen, Ziethen, Schwerin ꝛc; auf französischer die, von Voltaire, Robespierre, und den klagenden Schemen des 16. Ludewig; auf russischer, den Schatten des großen Peter, u. s. w. in interessanten Be-

ziehungen auftreten und an der Reihenhandlung Theil zu nehmen; ſo dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß dieſe Geſtalten plaſtiſch und mit faſt noch größerer Unwiderſtehlichkeit auf die Phantaſie des modernen Leſers wirken würden, als die Göttergeſtalten der alten Zeit auf die Phantaſie des Griechen und Römers, da die Bildniſſe jener Männer in aller Händen ſind und mithin die lebendigſte Anſchauung ſtatt fände. Darum hat ſich auch der Verfaſſer lange mit dem Verſuch getragen zur Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig, dieſe ſelbſt ſeinen lieben Landesleuten in einem Epos vorzuführen, das von der Maſchinerie des genialen Pyrker belebt und begeiſtet würde. Da es jedoch einem großen Zweifel unterworfen war, ob er ſelbſt bei dieſem Verſuch die Partei der Verbündeten, oder Napoleon's repräſentirt hätte, und er gleichzeitig wohl einſah, daß ſein Epos in der antiken Form und langſamen Breite ſchwerlich den Beifall unſerer roman- und romanzenverwöhneten Zeit erhalten, ſondern auch in dieſer Beziehung gänzlich hätte umgeſchmolzen werden müſſen, um allgemein zu gefallen, ließ er es bei ſeinem Vorſatz und verſuchte einſtweilen an einem Thema, bei dem ſeine Niederlage weniger gefährlich werden kann, ſeine Ideen über die zeitgemäße Umgeſtaltung der epiſchen Form, dem gebildeten Publikum vorzulegen, wobei jedoch die Anwendung aller Maſchinerie aus naheliegenden Gründen unterlaſſen wurde.

Dies geſchieht denn nun in dem vorliegenden Werkchen, welches zum Jubelfeſt der Schlacht bei Leipzig, mit dem es in einen poetiſchen Zuſammenhang geſetzt iſt, ſtatt jenes grö-

ſeren Gedichtes erſcheinen ſollte, durch die Unbilde der antipoetiſchen Zeit aber nicht erſcheinen konnte.

Der Verfaſſer unterläßt billiger Weiſe hier alles weitere äſthetiſche Raiſonnement ꝛc. darüber da ſich ſein Verfahren aus dem Stück von ſelbſt ergiebt, und will nur noch ein Paar Worte hinzufügen, weshalb er gerade den Schill zum Gegenſtande ſeiner Feſtgabe machte.

Abgerechnet ſeine einſtige, perſönliche Beziehung zu dem liebenswürdigen Helden, wovon die erſte Erzählung handelt, war er nämlich vor allen Dingen der Meinung, daß die hohe Bedeutung dieſes Feſtes, und beſonders von den Nachgeborenen, nur dann erſt würde ganz empfunden werden können, wenn er zuvor ſeinen Leſern ein Bild der früheren Knechtſchaft ſeines Vaterlandes gegeben hätte, die zwar eine große und drückende war, in der aber gleichwohl der edle urkräftige Sinn unſeres Volkes, ſich ſo mächtig unter Vornehm und Geringe, Alt und Jung zu regen begann, daß er ſchon damals, als das glücklichſte Augurium einer heilbringenden Zukunft angeſehen werden konnte. Wie dies aber vor allen Dingen in und durch Schill geſchah, iſt bekannt. Zudem wer die öffentliche Aufmerkſamkeit durch die neuerdings erfolgte Beiſetzung des Kopfes dieſes unglücklichen Helden in Braunſchweig, wie durch die Bemühungen des patriotiſchen Herrn von Bechelde ihm ein bleibendes Denkmal zu gründen, wieder auf dieſen „erſten Märtyrer der deutſchen Freiheit" hingeleitet, wie ihn ſein Lebensbeſchreiber Haken mit Recht genannt hat.

Das letztere Werk wird auch zugleich dem Leſer es dar-

thun, daß ich mich in meiner poetiſchen Behandlung ſo genau, als möglich an die Geſchichte gehalten, und nur überall bemüht habe, das poetiſche Element herauszufühlen, oder in ſie hineinzutragen, dabei weder die Vorzüge noch die Mängel meines Helden unterdrückend. Gleiches gilt von dem alten Förſter. Ich habe in ihm nur mehrere Charaktere in einen verſchmolzen; Alles an ihm iſt wahr, inſonderheit aber ſeine rührende Beichte und ſeine Viſion im Augenblicke des Todes.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich bei Anwendung der verſchiedenen antiken und modernen Metra, jedesmal die Form dem Inhalt und den Inhalt der Form anzupaſſen ſuchte, und daß manche Wörter, beſonders Interjectionen der niederen Art, als: plumps, fapperlot, buff u. ſ. w. nach dem Vorgange von Ariſtophanes und Shakſpeare mit großem Fleiß von mir gewählt ſind, ſowohl der maleriſchen Beziehungen, als der Wahrheit der Sittenſchilderungen wegen. Dieſes für unwiſſende und darum auch ungerechte Kritiker, an welchen Deutſchland leider nie einen größern Ueberfluß, als jetzt, gehabt hat. Denn für unſere wenigen wahren Kritiker wäre die Bemerkung überflüſſig.

Die dem Manuſcript urſprünglich angehängten Jubiläumslieder für ehemalige Freiwillige ſind, Stralſund bei Löffler, 1 Bogen ſtark, beſonders und zwar noch vor dem Beginn des ſchönen Feſtes erſchienen.

Crummin auf Uſedom, den 21. Februar 1839.

W. M.

I.

Schill der Kinderfreund.

„Heißa Vater, da kommt Schill, ſieh, er geht ſchon bei den Weiden?“
Rief ich kleines Knäblein aus und ſprang hoch dabei vor Freuden.
„Wo iſt nun mein Bilderbuch, Mutter, haſt du's nicht geſehen?
Bitte, bitte, ſuch' es mir, ich will Schill entgegen gehen!“

Und mit einem langen Satz war ich auch ſchon auf der Straße —
Ha, wie freundlich war er heut, freundlich über alle Maße!
„Haſt du mir nichts mitgebracht?“ — ſieh da bückt er ſich behende
Und giebt mir mit einem Kuß zween Birnen in die Hände. —
Vater rathe was ich hab', weißt du, was ich damit thue?“ —
Doch es tuſcht der Vater laut und verweiſet mich zur Ruhe.

Traurig auch beginn' ich bald auf den guten Mann zu ſtieren,
Welcher gleich von Abſchied ſpricht und von morgen Fortmarſchiren,
Denn der Preuße wolle ſich nun mit dem Franzoſen meſſen,
Und das, meint' er, ſei für ihn recht ein langerwünſchtes Eſſen.

„Schwerlich werden wir uns einſt je im Leben wiederſehen,"
Sprach er zu dem Vater weich, und da war's um mich geſchehen.
Traurig hatt' ich ihm bis jetzt mit dem Portd'épee geſpielet,
Doch nun ſchluchzt' ich plötzlich auf, wie von tiefem Schmerz durchwühlet.
„Kind was fehlt dir?" „„ja wer wird mir nun Bilderbücher zeigen?""
„Sei nur ſtill, ich komme bald wieder, mußt auch ſtille ſchweigen!"

Und da hob er mich aufs Knie, wies den Hut mir mit der Feder,
Und ließ reiten mich, daß laut klingelten die Sporenräder,
Mit den goldenen Cordons ließ er heut ſogar mich ſpielen,
Ja, geſtattete mir ſelbſt ſeine Schärpe anzufühlen,
Und als ich beruhigt war, ſetzt' er zärtlich ſanft mich nieder,
Und ging ſacht hinaus; — d'rum weih' ich ihm dankbar dieſe Lieder.
Zarter Held, ach möchten ſie deine ſüße Zartheit hauchen,
Doch auch kühn und ungeſtüm, wie dein Schlachtendonner rauchen! —

II.

Die Retirade der Preußen über Uſedom nach der Schlacht bei Jena.

Traurig nahm der Vater mich bei der Hand:
„Kind, ein and'rer König kömmt nun ins Land,
Unſer gute König muß von uns ziehen,
Alle ſeine Krieger, ſie flieh'n, ſie fliehen;

Komm zu deinem Paten, dem Förſter, Kind,
Wo viel arme Menſchen zu ſehen ſind
Welche nun nicht wiſſen, wohin ſie ſollen
Und dem guten König doch folgen wollen!"

Und der arme Förſter ſtand an der Wand
Und bedeckte die Augen ſich mit der Hand,
Gab ſie d'rauf dem Vater mit lautem Stöhnen,
Wie von klarem Waſſer, troff ſie von Thränen:

„Lieber Paſtor dieſes verwind' ich nicht!" —
Und nun zog er wieder ſie vor's Geſicht
Geh'n Sie 'mal an's Fenſter, die lieben Preußen —
Dieſer Jammer wird mir das Herz zerreiſſen!"

Und als nun der Vater am Fenſter ſtand
Brauſt' es draußen, laut, wie der Meeresſtrand.
Mit und ohne Waffen, zu Fuß, zu Pferde
Wogt' es, ähnlich einer verſcheuchten Heerde.

Dieſer ging auf Schuhen, der ohne Schuh,
Dieſer faß und band ſich die Wunden zu
Und mit Rippen, dicker, als Tonnenbänder
Ragt ſein Rößlein ſterbend am Stallgeländer;

Dieſer tauſcht vom Bauern in ſeiner Noth
Alle Waffen, gegen ein Stücklein Brod;
Dieſer, der am Tauſche nicht Theil ſoll haben,
Schleudert ſie verzweifelnd in einen Graben. —

Jetzo tritt der Förſter zu uns heran:
„Ob man größern Jammer wohl ſehen kann?
Ach, daß ich für jeden ein warmes Bette,
Fleiſch und warme Suppe in Vorrath hätte!

Sehen Sie, da ſchreitet der Officier
Hinter dem Gemeinen; der Grenadier
Geht mit dem Dragoner und dem Huſaren,
Gott, und was muß jetzo mein Blick gewahren?

Jäger, Jäger von unſerm Regiment,

Friedrich, alter Friedrich mein Herz verbrennt!“ —

Ha, und aus der Stube ſieht man ihn fahren

Mit den feuchten Augen und weißen Haaren.

Und der Vater trocknet ſich das Geſicht,

Sieht bewegt gen Himmel und ſeufzt und ſpricht:

„Komm' ich habe übergenug geſehen,

Aus iſt Alles, laß uns zu Hauſe gehen!“

III.

Des Förſters franzöſiſche Einquartierung.

„Paſtor, der Franzoſe macht's gar zu ſchlimm,
Iſt er hier bei Ihnen auch ſo voll Grimm?
Pour moi ſo ſchreit er vin und fromage,
Und dann will er Semmel noch alle Tage.

Habe einen Schurken von Officier
Leider vierzehn Tage ſchon im Quartier,
Frag' ihn letzt nach meinem geliebten König,
Wo er ſei, wir hörten von ihm ſehr wenig.

„„Sacre nom de dieu, der lauft, was er kann!““
Schrie der tück'ſche Rube und lachte dann,
„Ja, wenn ſeine Leute ihn euch verkaufen,“
Ruf' ich, „muß er leider ſchon vor euch laufen:

Sonſt, das Donnerwetter Herr ſchlage d'rein,
Hätt' er ſchon verhöret euch das Latein,
Wie bei Roßbach hättet ihr Herrn Franzoſen
Wieder Stripps bekommen auf eure Hoſen.

Und, nun zog der Schurke die Plempe 'raus,
Lieber Freund, und haute mich ſchändlich aus,
Doch ich dachte: laß ihn nur immer ſchlagen,
Für den guten König kannſt du's ſchon tragen!"

IV.

Die gute Botſchaft.

„Lieber Paſtor kommen Sie, ganz geſchwinde, ganz geſchwinde
s'iſt ein guter Freund bei uns, will Sie ſprechen mit dem Kinde!“
Alſo kommt des Förſters Fritz in die Stub' hereingeſprungen,
Und das ganze Angeſicht lacht dem lieben Wetterjungen,
„„Nun wer iſt's, wer kann es ſein?““ „Ja, das darf ich noch nicht ſagen!“
„„Ei, Papa, wer ſonſt als Schill““ ruf' ich „„kannſt Du lange fragen?““
Und zur Seite lächelt Fritz, aber ſchüttelt mit dem Kopfe.
„„Nun denn!““ ſpricht der Vater, „„wart', bis ich mir die Pfeife ſtopfe,
Bin neugierig, wer es iſt.““ — Und bald geht's längs dem Reviere
Huſch zum Förſter und Papa reißet auf die Stubenthüre.
Sieh, dort ſitzt ein Officier im verſchoſſ'nen Oberrocke,
Schweigend und ſein Kinn geſtützt auf des Förſters Knotenſtocke.

Ueber ſeine hohe Stirn eine Bind' aus gelbem Leder
Und den Hut darauf gedrückt mit der ſchwarz — und weißen Feder.}
„Ja das iſt er!" ruf ich aus, „warum trägſt Du ſoviel Tücher,
Weißt Du was? ich habe jetzt zwei ganz neue Bilderbücher!"
Und es hat der liebe Mann ſanft mich bei der Hand genommen,
Während mit der andern Hand er den Vater heißt willkommen:
„Wie muß ich Sie wiederſehn, o der unglückſel'gen Stunde!" —
„„Lieber Schill was haben Sie, 'ſiſt doch keine ſchwere Wunde?""
„Schwer genug, doch nicht ſo ſchwer' und ſo tief, als die im Herzen!"
„„O ich bitte, ſprechen Sie!"" — „Nun, die Bruſt voll Höllenſchmerzen,
Warf ich mich, als Alles floh in das feindliche Gedränge
Und mit ſieben Reitern ſchlug ich die frohen Todesgänge,
Aber ach, ſie fellten nicht mir das müde Haupt zerſpalten,
Denn mich ſchützte dieſer Hut! — Sehen Sie, des Zufalls Walten,
O wie wunderbar!" — Hier hob er ihn von dem wunden Kopfe.
„Seh'n Sie, wie zerſchlitzt er iſt, wie ich mit den Fingern ſtopfe —
Denn, als in Charlottenburg kurz vor unſerm Ausmarſchiren
Unſer Corps befehligt ward bei der Kön'gin zu diniren,
Ließ ich füttern meinen Hut, da zu weit er ward befunden,
Und d'rum ſchützt' er lange Zeit mich vor allen Säbelwunden,

Endlich drangen doch ſie durch und längſt hätt' ich ausgelitten,
Wär' ein ungeheurer Hieb nicht von meinem Kopf geglitten.
Sauſend fiel er meinem Roß zwiſchen die geſpitzten Ohren,
Und mit einem mächt'gen Satz, achtend Zügel nicht noch Sporen
Sprang es durch den Reiterhauf, donnernd trug es mich von hinnen
Bis ich ſtürze, blutbedeckt und unmächtig aller Sinnen.
Freunde nur erkannten mich, Freunde haben mich erhalten,
Um noch manchen Feindeskopf, wenn es Gott gefällt, zu ſpalten!"
„„Aber, was iſt jetzt zu thun?"" ruft der Vater. „Nicht verzaget
Lieber Freund, nicht ewig bleibt's Nacht; der Morgenhimmel taget!
Möcht' für meinen König ich doch die Morgenlerche werden,
Die den guten Hirten weckt, aufzuſteh'n mit ſeinen Heerden!
Was ich ſinne, ſag' ich nicht; doch ihr ſollt es bald erleben
Meine Freunde, und das Herz euch vor Luſt im Buſen beben
Denn ich acht' es nicht, wie ſehr uns auch drohe Frankreichs Rieſe:
„Alles für mein Vaterland, Friedrich Wilhelm und Louiſe!" —

Und, ſowie das Wort er ſprach, zitterten ihm ſeine Glieder
Und es lief das Blut ihm roth über beide Augenlieder,
„Seht!" rief er, „es meldet ſich, um euch ſelber auszuſprechen,
Wie es für das Vaterland will aus allen Poren brechen!"

Und jetzt sprang er schnell empor und stieg hastig auf den Wagen

Und im schnellen Fluge sieht man ihn bald von dannen jagen,
Während so der Förster spricht: „alter Freund, bei meiner Ehre,
Kann's nicht sagen, wie's mich freut, wenn ich solche Sprache höre!
Nun, es soll mich wundern doch, weß der Bursche sich erkühnet,
Denn er spricht, als hätt' er auch unterm alten Fritz gedienet!"

V.

Schill läßt von ſich hören.

Abermals erſcheint der Förſter, Rock und Mütze weiß beſchneit:
„Gute Botſchaft, lieber Paſtor, gute Botſchaft bring' ich heut.
Unſer Schill hat Wort gehalten, komme geſtern von Wollin
Wo ſchon Alles von ihm redet, Alles heimlich ſegnet ihn.
Durch das ganze Hinterpommern ſtreift er, iſt bald hier bald dort
Und pürſcht einen Herrn Franzoſen luſtig nach dem andern fort.
Geld und Waffen, wie Montirungsſtücke, was er finden kann
Nimmt er mit Gewalt und führet haſtig es gen Colberg dann.
Und, das Alles nur mit zweien oder dreien Reitern, Freund,
Da's der Kommandant, wie alle andern Kommandanten meint.
Nun bei meiner Seele wär' ich — — aber was ich ſagen wollt'
Dennoch ſchweigt der Schill und bleibet ſeinem König treu, wie Gold.
Seh'n Sie, da erfährt er neulich, daß in Maſſow gar zu ſchwer
Sieben Officiere plagten Stadt und Landſchaft ringsumher.

Edelmann wie Bauer ſetzen ſie den Degen auf die Bruſt
Und brandſchatzen Schrank und Koffer ihm ſodann nach Herzensluſt.
Sehen Sie, da macht der Schill es grade, wie der alte Fritz
Huſch! iſt er mit wen'gen Reitern in dem Sattel; wie der Blitz
Geht's nach Maſſow! — Alles lieget ſchon in tiefem Schlafe hier
Als er macht den Herrn Franzoſen die Viſite im Quartier.
„Ah bon soir Messieurs!“ ſo ruft er, „es ſind Preußen vor dem Thor!“
Und wie Keiler ſpringen ſchnaubend gleich ſie aus dem Bett empor
Dieſer will mit einer Klobe Holz zu Kleid' ihm; doch ein Stich
Und er zappelt, d'rauf ergeben denn ſogleich die andern ſich.
Und das alte, liebe Colberg, dieſer wackre Heldenſitz
Sieht zum erſten Mal Gefangne wieder ſeit dem alten Fritz.
Nun, Gott laß es lange ſteh'n und iſt es ſein gerechter Will,
Geb' er unſerm guten König lauter Officier' als Schill!

VI.

Das Gefecht bei Gülzow.

„Ganz was Neues, ganz was Neues, lieber Vater! wißt Ihr schon
Daß zweihundert Mann Franzoſen vor dem Schill zum Teufel flohn?“
„„Was?““ verſetzt der alte Förſter, als der Sohn die Nachricht bringt,
Während raſcher, wie ein Jüngling aus dem Sorgenſtuhle ſpringt.
„Ja, jetzt bleib' ich auch nicht länger mehr zu Hauſe, ſapperlot,
Will auch zieh'n zu Schill und ſchlagen helfen die Franzoſen todt!
S' iſt doch luſtiger, als Dachſ' und Füchſe hetzen im Revier!“ —
„„Thu das Maul auf, ſchreit der Alte und nachhero raiſonnir'!““
„Nun, da kommt der Schill vor Kurzem mit nur etwa zwanzig Mann
Abends ſpät in einem Dörfchen, bei dem Flecken Gülzow an.“

„Sind Franzoſen in dem Orte?“ — „„lieber Herr, es lebt und webt,
Gleich als ſei ein Schwarm von Krähen in die Stadt hinabgeſchwebt!““

„Gut, du Bauer ſcheinſt vernünftig, und du auch, kommt mal heran,
Hier iſt Geld! — lauft ſchnell nach Gülzow und erzählt Jedermann,
Daß in Colberg Alles wimmle von Koſacken; ich bin Schill,
Ihr verſteht mich, was ich meine, doch um Gottes willen ſtill!“ —
Ab marſchirt mein Bau'r, doch einer iſt ein Schalk und ach verräth —
„Hätt' der Teufel“ ſchreit der Förſter ihm das G'nick doch umgedreht!“

Hört nur Vater wie's gekommen: vor dem Städtlein iſt ein Teich —
(Wie Ihr Euch umſonſt da ärgert!) daran ſtößt der Kirchhof gleich.
Und nun merket, was thut Schill? — Er attrapiret irgendwo
Unterwegs zu ſeiner Freude vier gehäufte Fuder Stroh.
Dieſe ſchickt mit zehen Schützen er ſogleich zum Kirchhof ab
Und umreitet mit den andern Stadt und Teich im raſchen Trab.
Aber, wie ſich jene nahen, knallt's entgegen ihnen ſchon,
Doch den Kugeln der Franzoſen ſprechen unſre Schützen Hohn.
Denn, gedeckt von ihren Wagen, geht es wieder: puff, paff, piff!
Während Schill am andern Ende ihnen zeigt den preuß'ſchen Pfiff.

Donnernd kommt er hergefahren, die franzöſ'ſche Reiterei
Hat den Säbel kaum gezogen, iſt er drunter: eins, zwei, drei!
Buff! da giebt dem Commandeur er gleich den Segen über'n Grind,
Plumps! da liegt der Kerl vom Pferde, ſchnappt und zappelt, wie ein Stint.
„Heda!" ſchreit mein guter Schill nun „heda, jetzt Koſacken her!"
Und nun lauf' Franzoſe und der Teufel, fort geht's im Carrière —
Dieſe ſprengen gleich ins Weite; dieſe ſtürzen ſich verwirrt
Auf den Kirchhof, während hinter ihnen ſtets der Degen ſchwirrt.
Piff, paff! geht es hier noch immer, doch die Wagen ſammt dem Streh
Brennen in der dunklen Winternacht ſchon alle lichterloh.
Blutig fällt der Schein, der rings ſich an den Todtenkreuzen bricht
Und d'rauf wie Geſpenſter tanzet, den Franzoſen ins Geſicht.
„Wollt ihr euch ergeben?" ſchreiet Schill, „ſo ſtreckt die Waffen hier
Oder ihr bekommt da unten bei den andern gleich Quartier!"
Sieh, da werfen die Franzoſen ganz verdutzt die Waffen fort,
Und, was nicht reißaus genommen, das ergiebt ſich zitternd dort.

VII.

Victors Gefangennehmung zu Arenswalde.

„General, um des Himmels willen fort, fort der Schill iſt hier!
Fliehen Sie ſchnell aus dem Fenſter, es klingelt ſchon die Thür,
Und dann über'n Hof, um des Himmels willen ſchnelle,
Sonſt iſt es zu ſpät, und er fängt ſie auf alle Fälle!"

Alſo ſtürzet vor Schrecken ganz blaß der Wirth herein.
Heda wie ſtürmet der Victor da auf vom Glaſe Wein
Und vom Bratennapf, und das Maul hellglänzend vom Fette
Springt er in den Hof mit nachflatternder Serviette,

Rennet wie wild durch den Garten in ein armſelig Haus,
Wo er ein Mädchen findet, das pflückt ſich Wolle kraus:
„Rett' ſie mick fur Geld, wo bleib' ick hier in der Stube?" —
Plump! da ſpringet er raſch in eine Kartoffelgrube.

„Lek' ſie mir was auf die tête, ick geb' ihr rothes Geld,
Hier auf die tête!" da bedecket das Weib den tapfern Held.
Doch kaum fängt ſie an, ſich wieder die Wolle zu rauſen,
Sieh! da kommen ſchon die Schillſchen Huſaren gelaufen:

„Engelchen haſt nicht geſehen, wo blieb der Officier?"
„„Nein doch!"" verſetzet ihr Mäulchen, jedoch ihr Finger: „„hier!""
Und wie jene nun bei der fruchtbaren Grube kommen,
Heda, welche ſchöne Kartoffel ward aufgenommen!

Kam ſie Napoleon ſelber ja doch ſo köſtlich vor
Daß er gar gerne den Blücher*) drum gab, der arme Thor,
Mußte ſich nun bald darüber zu Tode grämen,
Denn, Freund Blücher erſt verſtand das Kartoffelaufnehmen! —

*) Welcher ſich bekanntlich bei Lübeck ergeben hatte, und gegen Victor ausgewechſelt wurde.

VIII.

Die Bauerngeſandtſchaft.

„Was lärmt ſo ſpät da draußen?
Nimm Knabe mal das Licht,
Und leuchte aus dem Zimmer
Franzoſen ſind's doch nicht?“ —
Da leucht' ich aus dem Zimmer
Und bei der Lampe Schein
Poltern an zwanzig Bauern
Gebückt zur Thür' herein.

Sie drücken ſich die Mützen
Und Hüte zwiſchen's Knie,
Kratzen ſich hinterm Ohre,
Und dann beginnen ſie:

„Wat ſchrieben de Aviſen [1])
Upſtunds [2]) van Schill denn groot [3])
Het he den Buneparte
Nagrade noch nich dod?"

Und lächelnd ſpricht der Vater:
„So eilig geht es nicht!"
Da macht der arme Bauer
Ein gar betrübt Geſicht:
„„Wat hebben denn de Lüde
Wedder för'n [4]) grootes Muul? [5])
Dat heet [6]) he hedd' em gräpen [7])
In 'ne Jhrtüffelkuul!"" [8])

„Das iſt er nicht geweſen
's war nur ein General"
„„Na, öwer ſüll em ſülwſten
He uck nich kriegen dal?"" [9])
„Das iſt wohl ſchwer zu glauben
Gar ungleich iſt der Streit."

---

1) Zeitungen. 2) jetzt. 3) ſonderlich. 4) für ein. 5) Maul. 6) hieß. 7) gegriffen. 8) Kartoffelgrube. 9) nieder.

„„Na gode Nacht, Herr Paſter
Nu weten [1]) wie Beſcheid!““

Und auf dem Flure murmeln
Sie laut: „„glöwt [2]) ſicherlich
De Preiſter bitt [3]) warraftig
Uck [4]) den Franzoſen nich:
Wat ſüll [5]) he em nich kriegen?
Na unſen dummen Sinn
Iß doch in Buneparte
Uck man ehn [6]) Athen inn.

---

1) wiſſen. 2) glaubt. 3) beißt. 4) auch. 5) ſollte. 6) ein Odem.

IX.

Die Ranzionirten.*)

Tief im Forſt, wo Sau und Dachs, Eul' und Uhu wohnen
Hängt der alte Förſter ſich Beeren in die Ohnen.
Wolklicht ſteigt der Dampf ihm auf aus dem Pfeifenſtummel:
Alles ſtill — nur hie und da ſummt noch eine Hummel,
Oder eine Meiſe zirpt in den gelben Blättern:
Horch, da bellet Bergmann auf, daß die Lüfte ſchmettern!
„Kuſch mein Händchen!" ruft der Greis, als er's hört gehen,
Doch bald glaubt er einen Trupp Räuber zu erſehen.
Dreißig Männer wohl, bedeckt mit elenden Kitteln,
Die mit Flinten in der Hand, die mit großen Knitteln
Baarfuß, halbgeſtiefelt nur, oder halbgeſchuhet,
Während jeder Blick auf ihm, dem Einſamen ruhet,
In Schlafmützen die und in Krempenhüten jene,
Alſo kömmt es auf ihn zu: welche grauſe Scene! —
„Wer da?" ruft der Greis, jedoch als er Fritz gewahret,
Duldet er es, daß ſich bald Alles um ihn ſchaaret.

*) So nannten ſich die zerſtreuten und flüchtigen Soldaten, welche nach der Schlacht bei Jena und oft unter allerlei Verkleidungen ſich wieder der Preußiſchen Armee nachwagten.

„Still Para erſchreckt nur nicht, 's ſind Ranzionirte,
Die, derweil Ihr fort, ein Bau'r heimlich zu uns führte,
Daß wir durch die Wälder ſie bis zur Swine brächten.
Denn ſie wollen All' mit Schill für die Freiheit fechten.
Doch nun höret, was geſchah! — Bei der großen Buche
Laß ich lagern ſie und lauf' ſchnell ins Haus und ſuche
Pulver, Blei und Proviant, unterdeß die Bauern
Aus dem ganzen Dorf ſich facht neben jene kauern,
Dieſer bringet Schnapps und — der Taback und die Frauen
Butter, Speck und Brod und nun eilt man einzuhauen.
Aber unſer Lieutenant wittert bald die Fährte
Und, als eben ich zurück zu den Männern kehrte,
Wollt' er unſern Gartenzaun haſtig überſpringen
Horch, da knallt es, und ich hör' eine Kugel ſingen! —
Heiſaſa, die bracht' ihn mal in recht gute Laune
Denn er ritt, daß das Reiſig flog, auf dem dürren Zaune!
Mit den Zähnen biß er ſich in den Nußbaum drüber,
Doch, es half ihm Nichts, er fiel in das Brunch kopfüber,
Und da liegt er noch! — doch nun lebet wohl mein Vater,
Unſer Herr Gott ſteh' Euch bei, ſei Euch Schutz und Rather,
Hoffe, daß ich Euch noch mal freudig wiederſehe
Denn, ich muß nun auch zu Schill, 's geh' mir, wie es gehe!"

Spricht es und umarmt den Greis, der gerührt entgegnet:
„„Thu, was du nicht laſſen kannſt, Sohn, und ſei geſegnet.
Meinem König geb' ich dich, hab' zwar nur dich Einen
Aber — — jetzo geh mein Sohn, denn mir kömmt das Weinen! —
Grüße auch den braven Schill!““ ruft er dem Gewandten,
Dem, wie ihm, die Thränen hell über's Antlitz rannten. —
Armer, ahnteſt nicht, daß bald nach ſo manchen Thaten,
Selbſt du würdeſt unbewußt deinen Schill verrathen!
Nicht dein Haſſen tödtet ihn, aber wohl dein Lieben:
Wärſt du bei dem Vatergreis, guter Sohn, geblieben! —
Aber, du verſchwindeſt ſchon hinter dem Geſträuche,
Siehſt nicht mehr, wie kraftlos er ſinkt an eine Eiche,
Wie ſein Ohr er neigt das ſchon halb vor Alter taube
Ob er deine Schritte noch raſcheln hör' im Laube,
Wie ſein Hündlein zärtlich ihm lecket Händ' und Füſſe,
Gleich als ob es um den Schmerz deines Greiſes wiſſe;
Siehſt nicht, wie lautſtöhnend er, als er nichts mehr höret
Sich erhebt und in ſein Haus, das verwaiſte kehret!
Doch, ſo heftig war ſein Schmerz und ſo groß ſein Lieben:
Wärſt du bei dem Vatergreis, guter Sohn geblieben! —

X.

Der Obriſt Loucadou,
Commandant von Colberg.

„Mein Herr Obriſt, das Gewühle
Der Belag'rer nähert ſich,
Decket doch die neue Mühle*)
Laßt die Meinen nicht im Stich!
Ach, ſonſt iſt die Stadt verloren,
Guter Obriſt, hundert Mann
Schicket nur aus Colbergs Thoren
Und zu ſiegen hoff' ich dann!"
Alſo Schill; jedoch: „Na nu,
Geben wir uns blos in Ruh!"
Spricht der Obriſt Loucadou.

*) Neue Mühle und Spie, Oerter in der Nähe von Colberg.

Schill geht fort; Schill kehret wieder:
„Mein Herr Obriſt, böſe Zeit,
Laßt formiren ſich die Glieder,
Haltet Alles ſchlagbereit;
Denn ich kennt' es mir wohl denken:
Die Franzoſen ſind in Spie!
Laßt mich einen Ausfall lenken,
Gebt nur eine Compagnie!"
Alſo Schill; jedoch: „Na nu,
Geben wir uns blos in Ruh!"
Spricht der Obriſt Loucadou.

Schill geht fort; Schill kehret wieder:
„Wie, Herr Obriſt, was iſt das,
Wie, für meine braven Brüder
Schreibet Ihr den Reiſepaß?*)
Kann die feindlichen Kanonen
Ich bezwingen mit dem Reſt
Der entmuthigten Schwadronen

*) Es waren die Schwadronen von Lützow und von Dieczelsky, welche unter dem Vorwande aus der Feſtung gewieſen wurden, daß ſie im Rücken des Feindes operiren möchten. Man ſehe das Leben Schills von Haken I, 196.

Die mir Eure Gnade läßt?“
Alſo Schill; jedoch: „Na nu,
Geben wir uns blos in Ruh!“
Spricht der Obriſt Loucadou.

Schill geht fort, Schill kehret wieder:
„Dieſen Herrn Parlamentair
Griffen meine braven Brüder,
Doch er redet hin und her.
Laßt ihn ſetzen, denn ich wette,
Er hat ſicher was im Sinn,
Da er längs der Poſtenkette
Spähend trabte her und hin!“
Doch: „na nu, na nu, na nu
Laſſen wir den Herrn in Ruh!“
Spricht der Obriſt Loucadou.

Schill geht fort; Schill kehret wieder,
Doch, wie vor unmäß'gem Schmerz
Drückt er mit der Rechten nieder
Sein empörtes Heldenherz:

„Hab's gedacht, zum großen Danke
Fiel der Herr Parlamentair
Kaum erlöst, mir in die Flanke,
Drängt mich bis zur Vorstadt her!“ *)
Also Schill; jedoch: „na nu
Geben wir uns blos in Ruh!“
Spricht der Obrist Loucadou.

Schill geht fort, Schill kehret wieder:
„Das Gradierwerk ist schon fort,
Alle Hoffnung liegt darnieder,
Kömmt man bis zum Stapelort **)
Denn, dann drängt man auch zur Münde †)
Und so hungert man uns aus:
Ganz geschwinde, ganz geschwinde
Schickt mir, was Ihr habt, hinaus.“
Doch: „na nu, na nu, na nu,

*) Er zeigte sich nämlich bald als Obrist eines feindlichen Cavallerie-Regimentes. Haken a. a. O. 1. 191.

**) Hier waren, dicht vor der Stadt, große Holzmassen den Rand des Floßgrabens entlang, und zwar von der Nähe des Gelder-Thores bis zur Maikuhle hinab, aufgethürmt. 1. 214.

†) Nämlich der Persante, auf deren linken Ufer die, durch die Tapferkeit der Belagerten so berühmte Maikuhle lag.

Geben wir uns blos in Ruh!"
Spricht der Obriſt Loucadou.

„Nein, der Teufel möge ruhen!"
Schreit der überreitzte Held,
„Und wollt Ihr's daneben thuen,
Machet, wie es Euch gefällt:
Generalmarſch laſſ' ich ſchlagen
Ihr mögt wollen, oder nicht,
Denn: Gehorſam Euch verſagen,
Halt' ich jetzt für heil'ge Pflicht!
Drum, wollt ſchlafen Ihr: na nu,
Wünſch' Euch angenehme Ruh
Tapfrer Obriſt Loucadou!" —

XI.

Der Ausfall.*)

Wie ſo mächtig ertoſt die umdonnerte Stadt! —
vor der wirbelnden Trommeln Allarm,
Vor dem Wiehern der Roß' und dem Hurrahgeſchrei
aus dem marktandrängenden Schwarm,
Vor dem Wagengewirr, vor dem Waffengeklirr
vor dem Tuſch der Trompeten zugleich,
Vernimmt man nicht mehr das Kanonengebrüll
aus dem ſchütternden Feſtungsbereich.
Und da ſitzt er, der Held auf dem ſcharrenden Roß,
ſchon den Degen in ſehnender Hand,

*) Dieſer ſchöne und maleriſche Vers (der ariſtophaniſche anapäſtiſche kataleftiſche Tetrameter, den ich hier jedoch hyperkataleftiſch gebraucht habe) iſt, um den Ohren und Augen der meiſten meiner Leſer zu Hilfe zu kommen, mit Fleiß in zwei Hälften zerlegt.

Und ſchon ſpielt ihm das „Marſch!“ um den zuckenden Bart,
doch da plötzlich hält er noch Stand! —
Denn der Nettelbeck naht, der begeiſterte Greis,
die begeiſternde Heldennatur,
Und ihm folget ein Zug von Knaben, geſchmückt
mit der Schillſchen Huſarenmontur:
„Sieh, hier ſchicken o Held dir die Väter der Stadt
noch ihr Theurſtes zur Hilfe herbei,
Um zu reichen mit mir an dein weniges Volk
das erlöſende Pulver und Blei.
Doch ſie ſelber ſie ſteh'n um die Mauern geſchaart
und erwarten den ſtürmenden Feind;
Ein Herz ſchlägt nur für den König; ein Band
hält Kinder, wie Männer vereint!“ *)
Und die Knaben, ſie zieh'n jetzt die Säbelchen aus,
und ſie ſchreien: „wir ſterben mit Schill!“
Ach da ſtürzen dem Held die Thränen hervor
und er ſchweiget vor Rührung erſt ſtill.

---

*) Ueber den Nettelbeck, dieſen außerordentlichen Greis, welcher ſoviel zur Haltung Colbergs gegen die Franzoſen beitrug, ſehe man das Leipziger Converſations-Lexicon, oder ausführlicher deſſen Leben von Haken.

Doch bald rufet er aus: „was erſchauet mein Aug'?
o Colberg du heilige Stadt
Fluch treffe mich, wird für den König und dich
je mein Arm, du bewunderte, matt!
Kommt Kinder denn, kommt, reicht Pulver und Blei
in dem blutigen Treffen uns dar,
Marſch!" — Siehe da wallt durch die Lüfte voran
majeſtätiſch der Preußiſche Aar,
Da erklinget das Spiel und da wirbeln mit Macht
die erdonnernden Trommeln empor,
Und nun geht's: marſch, marſch! und nun geht's: trott, trott!
mit Geſchrei durch das Gelder'ſche Thor. —

XII.

Schills Arreſt.

Colbergs Feinde ſind vertrieben,
Und es hat der tapfre Held
Gaſtlich, in den Kreis der lieben
Heldenknaben ſich geſtellt.
Punſch und Kuchen läßt er bringen,
Geht die ganze Reihe rund,
Eilt, mit jedem anzuklingen,
Küßet jeden auf den Mund,
Sieh, da fährt herein im Nu,
Ohne die gewohnte Ruh —
Unſer Obriſt Loucadou.

„Jungen da, ſogleich nach Hauſe!“ —
Und, ſowie die Knaben fort,

Nimmt nach einer kurzen Pauſe
Puſtend er das höhn'ſche Wort:
„Werde Sie Gehorſam lehren
Mein Herr Ober-Commandant,
Bis Sie weiter von mir hören
Bleiben Sie hier Arreſtant;
Will Sie bringen ſchon zur Ruh!“ —
Spricht's und wirft die Thüre zu,
Unſer tapf're Loucadou.

XIII.

Der Bürgeraufruhr.

Und der beleidigte Held ſieht kaum ſich allein,
Da ſchrei't ein Knabe zur Thüre herein:
„Die Stadt revoltiret
Herr Major, daß man hat in Arreſt Sie geführet!“

Und, wie er es ſchreiet, da läutet's ſchon Sturm
Von dieſem, und jetzt auch von jenem Thurm;
Das ſauſet und brauſet,
Das tönet und toſt, daß den Helden ergrauſet.

Und, als wär's das nachbarlich — entfeſſelte Meer
Stürzt brüllend die Woge des Volkes daher:
„Tod, Tod und Verderben
Dem Loucadou, ſtürmet das Haus, er ſoll ſterben!“

Da reißet der Held ſich das Halstuch los
Und ſchlingt's um die Stirne ſo edel und groß,
Als ſchmückt' und umkränzt' er
Sich aufs Neue mit Lorbeern und öffnet das Fenſter.

Und gleich ſchreit der geſänftigte Haufe: „Hurrah!
Da iſt unſer Schill, ſeht, da ſtehet er ja,
Sie ſollen nicht ſitzen!" —
Und in die Höhe wirft jubelnd er Hüte und Mützen.

Doch, kaum winket der Held mit der Rechten leicht
Dem Volke, das unter ihm wimmelt und kreucht
Wie ſchwärmende Bienen;
Da ſchweiget es plötzlich mit gaffenden Mienen.

„Sagt Leute, was hat euch den Kopf denn verrückt?
Ich bin krank ja, wie jetzt ihr ſelber erblickt;
Kein Menſch ließ mich ſetzen!
Und ihr wollt den unſchuldigen Obriſt verletzen?

Geht, laſſet den wackern Mann doch in Ruh,

Geht Kinder!" — da ſchmeißet das Fenſter er zu,

Und wie zerſchellete Wogen

Hat ſchnell ſich die Menge zertheilt und verzogen.

XIV.

Fritz an ſeinen Vater.

Träf' ich Euch mit meinem Schreiben
Noch geſund; ſo wär's mir lieb.
Ihr wollt wiſſen, was wir treiben,
Da ſo lang' ich Euch nicht ſchrieb;
Aber die Franzoſen ließen
Keinen Augenblick mir Zeit:
Täglich mußt' ich ſteh'n und ſchießen,
Täglich gab es Lärm und Streit.

Um die Maikuhl' aber liegen
Sie dafür ſo dick auch, gelt!
Wie um's Pfeffernapf die Fliegen,
Doch, auch mancher Preuß'ſche Held.

Mit den Kolben hieben wacker
Oft vom Wall wir auf ſie ein,
Und dann hieß es: „da, du Racker
Hier kommt nichts, als Preuß' herein!" *)

Aber jetzt giebts leider Friede
Und, ſtatt Blut- ein Waſſerbad,
Doch, auch Schill iſt noch nicht müde
Wie es uns geſchienen hat.
Denn, er ſeufzte tief und heftig
Als er das Patent uns las
Und dem Mann, ſo ſtark und kräftig
Wurden beide Augen naß.

Weiter weiß ich nichts zu ſchreiben,
Als daß bald wir in Berlin
Werden uns die Zeit vertreiben
Und auf Wachparade zieh'n.

---

*) Haken a. a. O.

Dafür ſchöß' ich denn doch lieber
Meiſen in dem grünen Wald —
Nun, die Zeit geht auch vorüber
Und ich hoff' wir ſeh'n uns bald.

XV.

Schills Einzug in Berlin.

Wie ein Tulpenbeet im Winde farbig auf und niederwallt,
Wallt's am Brandenburger Thore, Arm und Reich und Jung und Alt.
Bis zum fernen Schloß hinunter regt ſichs, Kopf an Kopf gedrängt,
Während es vor allen Fenſtern noch die bunten Farben mengt.
Rath und Oberbürgermeiſter harrt, es harrt der Gouverneur
Und, die Linden weit hinunter, ſteht die Garde im Gewehr.
Horch! da klingt es plötzlich von der Straße nach Charlottenburg
Hehr, wie eine Siegsfanfare durch den Völkerbraus hindurch.
„Schillſche Jäger, Schillſche Jäger!“ Alles ſchreit und drängt und rennt: —
„Kommt er ſchon? — Nein ſeht, jetzt kömmt er, das iſt erſt ſein Regiment!“ —
Sinnend ſchaut der Held indeſſen zu dem Thor hinauf, denn ha!
Das Palladium der Preußen fehlt ihm, die Victoria. *)

*) Welche bekanntlich damals von Napoleon nach Paris entführt war.

Doch, wie jetzt er ſeufzend durch die ſchönen Hallen lenken will,
Donnert's endlos ihm entgegen: „vivat hoch, es lebe Schill!“
Tauſend weiße Tücher weh'n, die Garde präſentiret itzt,
Daß es, wie ein Licht des Ruhmes, weit durch ihre Glieder blitzt,
Niemand höret, was der Rath ihm ſagt, noch was der Gouverneur:
„Vivat Schill!“ ſchreit's auf und nieder: „vivat Schill!“ ſchreit's hin und her.

Weinend ſpricht der Held: „ach Kinder laßt, ihr macht zu viel aus mir!“
Und, im Reiten durch die Glieder reicht die Hand er dort und hier;
Doch bald will ſie jeder haben; es umdrängt ihn nah und fern,
Weh! und auf das Straßenpflaſter klingelt jetzt ſein Ordensſtern.
War's ein Zufall, war's ein Omen? — Niemand hört und Niemand ſieht
Daß ſein eig'nes Roß zertritt das ſchöne Kreuz pour le merite,
Eine Dame nur gewahrt es, ſammelt ſchnell die Scherben auf,
Taucht verſchämt empor und reicht dem Helden ſie zum Roß hinauf.
Ganz verwundert ſieht er ſtumm mit glüh'ndem Feuerblick ſie an,
Die vor ſüßem Hulderröthen auch kein Wörtchen ſprechen kann.
Iſt's ihm doch, als ob die Göttin vor ihm aus der Erd' erſtand,
Die ſein Auge auf dem Thore ſehnend ſuchte, doch nicht fand.

Ha! was kümmert ihn sein Orden? alle Orden gäb' er gern,
Könnt' er seinen Busen schmücken je mit diesem Ordensstern.
Er verfolgt sie mit den Augen, bis der Strom sie ihm entführt
Und, wie eine Perl' im Meere, sie im Volke sich verliert. —
Aber jetzt umgiebt ihn schnell der Gouverneur mit seinem Stab,
Bis, vom Volk nicht mehr belästigt, er gelangt zum Schloß hinab.

XVI.

Die Emiſſaire des Tugendbundes.

Habt Ihr nun des Helden Glück geſehen,
Laßt uns mal zum Förſter wieder gehen,
Können ſeiner doch nicht ganz vergeſſen. —
Seht, da ſitzt er, beim beſcheidnen Eſſen!
Außer dem Vater aber ſitzen heute
Noch drei fremde Männer ihm zur Seite,
Die, nachdem ſie beider Sinn erkannten
Ihnen den geheimen Bund jetzt nannten,
D'rin die Edlen ſich gelobet hätten
Abzuwerfen Frankreichs Sclavenketten;
Daß die Zeit der Rache nahe ſtehe,
Und auf Schill ein jedes Auge ſehe:

Mitteldeutſchland ſoll' er revoltiren,
Herzog Carl im Sud den Degen führen,
Und im Norden, wo an Englands Küſte
Man als Freund den edlen Braunſchweig wüßte,
Würde der mit ſeinem Heer im Rücken — —
Jetzo ſpringt der Förſter vor Entzücken
Von dem Tiſch und ſchreit, daß Alle ſtaunen:
„Chriſtoph, Chriſtoph ſattle dir den Braunen
Raſch, geſchwinde zu der Stadt und hole
Wein uns, hab' zum Glück noch 'ne Piſtole,
Da, mein Söhnchen, die ſoll heute ſpringen,
Und nun reit', daß dir die Ohren klingen!"
Ganz vergebens ſucht man ihm zu wehren,
Unſer alte Freund läßt ſich nicht ſtören
„Nein!" ſo ſchreit er „laſſen Sie ihn laufen,
Heute will und muß ich mich beſaufen,
Sollt' ichs Hemde auch vom Leibe geben,
Heute laſſ' ich meinen König leben!"
Und, wie man erzählt von unſerm Alten,
Hat er redlich auch ſein Wort gehalten.

XVII.

Schill und ſeine Braut Eliſe von Rüchel.*)

„Aber ſprich um Alles, geliebter Ferdinand
Was ſeit dreien Tagen dir deine Zunge band
Du biſt ganz verwandelt und ſchweigſt zu Allem ſtill,
Sitzeſt nur und ſeufzeſt, was fehlt Dir, lieber Schill?

Gott, iſt Dir denn etwa ſchon unſer Bündniß leid
D'rum du mich geflehet mit ſoviel Zärtlichkeit?"
„„Leid? o Himmel ewig in Freude, wie in Schmerz
Bleibet zwiſchen Zweien getheilt mein treues Herz:
Einer iſt mein König, die andere biſt Du,
Seid ihr beide glücklich, bin's auch ich dazu!""
„Und doch biſt Du traurig, o ſprich, was fehlet Dir
Blüh'n Dir Ruhm und Ehre denn nicht vor Allen hier,

*) Später an einen Rittmeiſter von Flemming verheirathet, ruht ſie jetzt auch ſchon im Grabe.

Hat dein König selber, für den Du zogst dein Schwert
Tapfrer Held, Dich minder, als alles Volk geehrt? "—
„„Wohl ja wohl, doch höre, käm' je einmal die Zeit
Wo man statt der Rosen mir scharfe Dornen streut,
Wo man mich verachtet, wie heute man mich ehrt,
Bliebe Schill der arme Dir auch noch liebenswerth?""
„Ha, was willst Du sagen? — entsetzlich!" — „„theures Herz
Sorge nicht, ich stellte die Frage nur zum Scherz!""
„Nun, ich blieb' dieselbe, jedoch der General
Mein ehrgeiz'ger Vater, verfluchte meine Wahl
Ach, und leiden würd' ich und sterben ohne Dich, —
Schill, o Schill Du zitterst, mein Schill verläßt Du mich?"
Aber zu der Decke hat er den Blick gewandt
Murmelnd: „„Gott im Himmel, wie schrecklich ist mein Stand!""
Doch, wie er ihn senket, trifft an der Wand, o weh,
Er des Völkerfeindes, Napoleons Portrait! —
In die Höhe zuckt er, küßt seine Braut so heiß,
Vor der Stirne perlet's ihm schon, wie Todesschweiß,
Horch und seine Stimme klingt so gespenstisch — hohl:
„Ja ich geh' Elise, Ade, mir ist nicht wohl!"

XVIII.

Schills Deſertion wird in Berlin bekannt.

„Schill iſt fort, der Schill iſt fort!“
Schreit es hier und ſchreit es dort,
„Schill iſt wirklich deſertiret
Hat der Teufel ihn regieret?
Eben kommt die Nachricht durch
Von dem Sieg bei Regensburg;*)
Schill iſt ſicher toll geworden,
Will er denn uns Alle morden,
Will er voller Unverſtand
Stürzen König, Volk und Land?“

Alles rennet, Alles ſchreiet
Alles fluchet, alles dräuet;

*) Wo Napoleon bekanntlich die Oeſterreicher ſchlug.

Adjutanten dort und hier,
Und Couriere auf Courier,
Nichts, als Schrecken und Entsetzen
Auf den Straßen, auf den Plätzen
In den Zimmern und Salons:
Vor dem Zorn Napoleons! —

XIX.

Das Gefecht bei Dodendorf.

„Auf, meine Brüder auf, da ſteht der Feind an der Chauſſée
Gedenkt an Magdeburgs Verrath, ihr ſeht es in der Näh'
Und wetzt die alten Scharten aus, wenn ihr den König liebt,
Doch halt! wer weiß, ob man ſich uns freiwillig nicht ergiebt?
Ich ſehe auch Weſtphalen dort, wer von Euch ſprengt hinan,
Und reget ihren deutſchen Sinn begeiſtert wieder an?"

So redet Schill und ſieh, alsbald beginnt ein Officier:
„Laßt mich es thun, mein edler Freund, ich übernehm' es mir!"
Und plötzlich ſprengt der brave Stock davon in raſchem Flug,
Indem er über'm Kopfe ſchwenkt ſein weißes Taſchentuch. —
Und wie er naht, naht ſich ihm auch der fremde Commandeur,
Man ſieht, ſie ſprechen — aber horch, jetzt knallt ein Schuß daher!
Stock fällt. — „Hurrah die Säbel 'raus, das muß gerochen ſein,
Hurrah, jetzt hauet Schinken zu von dem weſtphäl'ſchen Schwein!"

Da blitzen die zürnenden Säbel auf; da donnert und da ſchreit,
Da wiehert und da knallt und kracht es plötzlich weit und breit.
Wie reifes Obſt ſo fallen die Huſaren hier und dort
Vom grimmigen Kartätſchenfeu'r und die Pferde laufen fort.
Und wie, trotz dem, ſie löwengleich erſtürmen die Chauſſée
Stürzt mancher an der ſteilen Wand rücküber noch, o weh!
Im Graben wälzt ſich Roß und Mann und der Franzoſe ſticht
Und haut und ſchießt und nur zu bald ſtarrt er von Leichen dicht.
„Willkomm'ne Brücke! hopp, hopp, hopp, ſetz' auf mein Röſſlein: ſo!" —
Und nun geht's in den bangen Feind mit lautem Mordhallo.
Franzoſen wie Weſtphalen ward da wohl ihr Treubruch leid,
Ha, wie es ſauſet, pfeift und ſtürzt, ha, wie es ächzt und ſchreit!
Es ſinkt der Obriſt Vautier hin, ſein General ihm nach,
Es ſtrömt das Blut von der Chauſſée in den Graben, wie ein Bach,
Die Fahnen ſinken; das Geſchütz verſtummt; die Legion
Wirft zitternd ihre Waffen fort und flehet um Pardon.
„Das" rufet Schill war noch einmal ein ſchönes Schinkengericht,
Doch Dodendorf, doch Dodendorf — der Nam' gefällt mir nicht! —

XX.

Todesordre Napoleons.

„Gratien! marſchirt ſofort nach Sachſen und ergreift.
Den Räuber Schill, der dort tollkühn das Land durchſtreift.
Die Sache iſt ſobald, als möglich zu beenden
Und des Briganten Haupt Uns ſchuldigſt einzuſenden.

XXI.

Schill am rechten Elbufer.

„Seht, die Kähne ſind ans Land gezogen
Und behaglich ſtreckt auf Schilf und Rohr
Rechts und links am Saum der blauen Wogen
Seine Glieder das verweg'ne Corps,
Alles ſchwatzt und ſingt und iſt und trinket,
Als ob rings nur Fried' und Freude winket.

Aber Schill der arme, ſitzet ſchweigſam
Weiterhin an einem Wieſenborn,
Ueber ſeinem Haupt, ihm ſelbſt vergleichſam
Starrt ein dürr'rer, unfruchtbarer Dorn,
Während Löwenzahn und taube Neſſel
Spärlich polſtern ſeinen Schmerzenshügel.

Vor ihm ſummt die Bien' am bunten Raine
Und am Strom erſchallt des Fiſchers Lied,
Daß die Nachtigall im nahen Haine
Selig mit dem ihrigen durchzieht,
Aber, jauchzt' es auch in Seraphschören
Er iſt taub und würde doch nichts hören.

Wie wohl Adam einſt, kein Glied bewegend
Saß und ſah nach Edens Flur zurück,
Alſo ſtarrt er auf die Himmelsgegend
Von Berlin mit unverwandtem Blick,
Bis ſein Schmerz und bis ſein innres Grämen
Sich alſo in Worten läßt vernehmen:

XXII.

Schills Klage.

Wahrlich, von allen Menſchen, die jemals Mütter geboren,
Keinen unſeliger'n giebt's, als mich unſeligen Mann!
Deutſchland, wehe, wo blieb dein Verſprechen, Edle des Volkes
Wo die Hoffnung des Siegs, die dem Getäuſchten ihr gabt?
„Schill, Erretter," ſo rieft ihr von allen Seiten, „was ſäumſt du?
Schill, auf dich nur allein ſchaut dein bedrängetes Volk!
Schläfſt du Brutus? erwach! jetzt oder nimmer gelingts dir:
Komm', in Italien wankt's, wie es in Spanien wankt!
Carl von Oeſterreich reicht dir die kräftige Hand aus dem Süden
Und aus dem Norden Georg und der vortreffliche Oels.

Komm' o Liebling des Volks! Weſtphalen, Heſſen und Braunſchweig
Steh'n ſchlagfertig und dein harren ſie ſehnend nur noch.
O, wer verſchmähete ſo jemals den ewigen Lorbeer,
Komm', o Timoleon komm, unſre Tyrannen ſind reif!"
Alſo riefet ihr mir und weh, ich Unſeliger folgte,
Alles gab ich dahin, Alles, was Menſchen beglückt,
Ehre, Freiheit und Ruhm, ja riß die Braut aus dem Herzen,
Und behielt nur allein dich noch, mein König darin!
Doch, kaum bin ich gefolgt, da ſiegt der Verräther der Menſchheit
Abermals, ha! und nun ſteh'n plötzlich von Schrecken erſtarrt,
Wie vom Gorgoniſchen Haupt die Fürſten und Völker und Alles
Zeihet der Schuld nur allein, mich, den unglücklichen Mann,
Flieht mich, kennt mich nicht mehr, verſchließt mir zitternd die Thore
Und, wie ein Räuber, ſo irr' ich mit den Meinen umher,
Bin wie ein Räuber verfolgt und bin wie ein Räuber geächtet,
Ach und es ſteht ſchon ein Preis auf mein unſeliges Haupt!
Wehe, und dreimal wehe, daß den zugleich ich verrathe
Den zu erretten ich zog, dich o mein König und Herr! —
Ja, ein Brutus bin ich Entſetzlicher, aber aus Haß nicht,
Nein, aus Liebe, wo iſt ſolches von Menſchen erhört!
Doch gleichviel, hier gilt die Liebe ſo viel, als der Haß dort:
Auf denn zum Tode, du haſt Herz ihn ja nimmer geſcheut!

Iſt doch beſſer ein Ende mit Schrecken, als Schrecken
ohn' Ende*)

Straſſund die mächtige Stadt ſei dein Philippi, wohlauf! —
Sprichts und hebt ſich empor, der ermuthigte Held, von dem Boden
Und geht lächelnden Blicks ſchnell zu den Seinen zurück.

---

*) Eine, von Schill ſehr häufig gebrauchte Gnome.

XXIII.

Schills letzte Freude.

Aber: „Feinde!“ ſchreit jetzt mit einem Male die Wache
Die am Hügel dort hält des ſchönumbordeten Stromes,
Und, wie ein Blitzſtrahl ſchnell, iſt Alles ſofort in den Sätteln
Und, im Donnergalopp geht's ſauſenden Flugs auf den Hügel.
Traun! und es nahet auch dort aus dem Wald' anrückendes Fußvolk,
Doch, im gemeſſenen Takt der hochausſchreitenden Füße
Und mit klingendem Spiel und mit langhin wallenden Fahnen.
„Wie?“ ruft Schill, mit der Hand die geblendeten Augen umſchattend,
(Denn, weit blitzte die Flur vom erhabenen Schimmer der Waffen —)
„Sehet doch, ſehet doch ſind das dort nicht unſere Brüder,*)

*) Es war die erſte Compagnie des leichten Bataillons vom Leibregiment, das Schills Namen führte und ſich unter Anführung des Lieutenants von Quiſtorp gleichfalls heimlich von Berlin entfernt hatte.
von Wedekind: Schill und ſeine Schaar. S. 21.

Iſt es mein Quiſtorp nicht, der hoch auf dem Roſſe voranzieht?
Ja, er winkt mit dem Tuch: Hurrah Trompeter vorauf uns!"
Und, nun ſtürmt es davon, und nun naht es, ſieh' und nun hält es!
„Quiſtorp biſt Du es?" „„Ja, mein theurer Bruder, ich bin es!""
„Wie, Du folgeſt mir nach, dem ſchwergeächteten Räuber?"
„„O erhabener Räuber, gern möcht' ich werden, was Du biſt!""
„Aber auch mit mir ſterben?" „„Wo Du ſtirbſt, ſtirbet Dein Freund auch,
Und, wo Dein deutſches Herz verweſ't, verweſ' auch das meine!""

Sieh, und nun ſpringen vom Roß die zwo großdenkenden Helden,
Weinend, wie Kinder ſo laut, und heiß in die Arme ſich ſtürzend —
Alles weinet anjetzt; auch das Spiel erſticken die Thränen,
Und die Lerche nur ſingt aus der blauen Halle des Aethers
Jubelnd ihr Freiheitslied, wie ein dunkel — mahnender Seher.
Doch, nachdem ſie nunmehr gepflegt der rührenden Wehmuth
Donnert aus allen Kehlen der Ruf: „Schill lebe!" gen Himmel.
Siehe, da reicht er die Hand Jedwedem, nennt ihn bei Namen,
Dankt ihm mit herzlichem Ton und ſpricht dann: „theuerſte Brüder,
Dies iſt der ſchönſte Tag, der mir je im Leben geworden!
Auf, ſo laſſet uns denn mit Gott noch wagen das Letzte!

Brüder, darf ich euch ſagen, wofür ich begeiſtert mein Schwert zog?
Ehrgeiz trieb mich nicht an; mich trieb allmächtige Liebe
Für mein Vaterland und den König, und traun bis ans Ende
Gott ſie mich treiben! — Ich ſchwör' es euch: nie werde ich ſuchen
Höheren Rang, als jetzt ich bekleide, aber ich ſchwör's auch:
Nie ſoll ruhen mein Schwert für ſo köſtliche, heilige Güter!
Glückt es mit Gott und mit euch, das Vaterland zu erlöſen:
Wollen die Schwerter wir uns umhämmern in friedliche Senſen
Und zuſammen bebaun den gotterlöſeten Boden;
Aber gelinget es nicht und wär' es anders beſchloſſen:
Iſt ein Ende mit Schrecken doch beſſer, als Schrecken ohn' Ende,
Und, wir kriechen geſammt in den gottverlaſſenen Boden,
Frei im Tod' wie im Leben, nicht wahr geliebteſte Brüder?"

Spricht's und mit Hurrahgeſchrei und dem Klang langhallender Hörner
Und mit dem Tuſch der Trompet' und Poſaun' und dem Wiehern der Roſſe,
Wie mit dem Schluchzen zugleich der kaum — erſticketen Wehmuth
Steigt er zu Roß und zieht in Arneburgs ſtaunende Thore.

XXIV.

Des Poeten Klage.

Ach, wie hat mein Auge um Dich geweint,
Edler Königs-, Menſchen- und Kinderfreund,
Denn, wie Dir's geahnet, ſo iſt's geſchehen,
Und in Stralſund mußteſt Du untergehen!

Wie der wilde Jäger das flücht'ge Thier,
Jagte der Franzoſe Dich dort und hier.
Und die Menſchen hielt ein geſpenſtiſch Grauſen,
Niemand wollt' Dich retten und Niemand hauſen.

Weiß es noch bis heute, wie ſchreckenvoll
Der Kanonendonner herüberſcholl,
Wie die Erde bebte auf unſrer Inſel
Und des Förſters Hündchen erhob Gewinſel.

Doch er ſelber hatte gar kühnen Muth,
Saß beim Vater lachend und ſchwenkte den Hut
Der ihm ernſt und traurig ergriff die Hände:
„Freund, er kanns nicht halten, es iſt ſein Ende!“

Und da ſchluchzt' ich laut auf, ich kleiner Fant
Lief zu unſrer Scheune, kroch durch die Wand,
Trieb zuvor heraus mir die Legehenne
Und warf dann leiſ' horchend mich auf die Tenne.

Burr, burr, burr, burr ging es noch lauter hier
Und oft knackt's im Ständer unheimlich ſchier,
Doch dies Alles machte mich nicht betreten:
Laut begann ich Knäblein für Schill zu beten.

Doch, mein kindiſch Flehen war wohl nur ſchlecht,
Denn der kalte Vater behielt ja Recht. —
Ach es war ſein Ende, und wie's mich quäle,
Dennoch will ich ſeh'n, daß ich's treu erzähle:

XXV.

Die Erſtürmung Stralſunds.

Sieht im Morgenglanze die ſchöngethürmte Stadt,
Drum es rings vom Feinde ſich regt, wie Blatt an Blatt.
Und, wie Aehr' an Aehre, auf deren feuchten Spitzen
Am Gewittermorgen die Sonnenſtrahlen blitzen.

Gratien hält vorne, auf einer kleinen Höh',
Schreiend: „Grenadiere formiret raſch Quarre!
Cüraſſiere vor! — ihr ſchützt mit drei Schwadronen
Uns die rechte Flanke und decket die Kanonen!

Zur Attaque fertig! 's gilt das Tribſeer Thor,
Vive l'Empereur!" da wirbeln die Trommeln laut empor.

Da erbebt die Erde, sowie die Phalanx schreitet,
Drüber seine Flügel der goldne Adler breitet.

Doch, sowie der Mauer sie kühnen Schrittes naht,
Da empfängt sie jählings endlose Kugelsaat,
Daß mit Mordgeschrei die Glieder niederschwanken
Und es rechts und links schon stutzt auf beiden Flanken.

Bald sieht man die Stadt sich ganz mit Dampf umzieh'n,
D'rob der hohe Knopf nur blitzt von Sankt Marien
Und das Schießen wird so wild und ungeheuer,
Daß jetzt unaufhaltsam der Feind entflieht dem Feuer.

Gratien gewahrt es und sprenget schreckenvoll
In sein Volk und schreiet, vor Grimm und Wuth, wie toll:
„Hole mich der Teufel, ich laß' euch füseliren,
Steht ihr Memmen, steht!" — jedoch sie retiriren. —

Sieh, da kömmt ein Bauer, ein Schurke von Natur,
(Hätt' ihn unser Förster gehabt doch in der Kur!)
„Herr zum Kniepertthore! da geht's auf alle Fälle,
Dort ist kein Geschütz und schlecht besetzt die Wälle!"

Gratien der frohe, ſchickt Truppen ſchnell herum,
Wo kaum wen'ge Völker erheben ihr Geſumm.
Nur ein Angriff! — ach und in wenigen Minuten
Sieht man durch das Thor die wilden Feinde fluten. —

XXVI.

Wie ſich Schill zum Tode rüſtet.

Zimmer am alten Markt.

Schill, gleich darauf Frix.

Schill.

Biſt Du heut Ordonnanz?

Frix.

Ja!

Schill.

Dieſe Briefe,

Den einen an den König nnd den andern

An meine Braut, ſoll gleich nach meinem Tode

Der Wirth zur Poſt befördern, hörſt Du?

Fritz.

Wie,

Sie ſprechen ſchon vom Tode Herr Major?
Es ſind die Engländer ja gelandet
Und einige ſchon in der Stadt!

Schill (verzweifelnd lachend.)

Ha, ha!

Die Krämerſeelen geh'n nur nach Verdienſt.
Nein, nein, 's ſind Dänen, unſre Feinde, Fritz!

(Geſchrei von draußen, er tritt an's Fenſter.)

Barmherz'ger Gott, ſie ſind ſchon auf dem Markte,
Ach, wie die Schaafe ſchlachten ſie die Meinen,
Ich muß vergeh'n, wohin ſoll ich mich wenden?

(indem er eine Flaſche ergreift)

Ein friſches Pferd, geſchwind' ein friſches Pferd —
Hüll' ein mich ſüße Selbſtvergeſſenheit! —

Fritz (ihm wehrend.)

Ach laſſen Sie doch den unſeel'gen Rum,
Womit Sie Sich ſeit ein'ger Zeit betäuben,
Ich mein' es gut, um Alles in der Welt
Zum wenigſten nur heut, und finden Sie
Dafür ſich lieber ab mit Ihrem Gotte!

Schill (weich.)

Gott, Gott! ja hätt' ich Deines Vaters Glauben,
Es hätte nie mein Unglück mich bezwungen,
Und dies verfluchte Gift mich nie betäubt,

(Er zerschmeißt die Flasche.)

Das fühl' ich wohl. — Mein Sohn ich glaube nicht —
Wie sollt' ich auch, da selbst die Pfaffen steh'n
Und aufgeklärt des alten Wahnes spotten,
D'rum ging es auch, wie es gegangen ist. —
Nein, guter Fritz, mir ist der Tod nur Tod,
Und niemals mehr, als jetzo, wo er naht,
Die ew'ge Nacht vor Augen mir zu malen!

(Geschrei von draußen.)

Verloren Alles, wo ist Schill, ist Schill!

Schill (in höchster Bewegung.)

Hörst Du, hörst Du? kein Gott regiert die Welt! —
Verloren Alles! — O mein Vaterland! —
Ich komm', ich komme, deutsche Schmerzenssöhne
Mit euch zu sterben! — Schnell ein andres Pferd!

Fritz (im Abgehn.)

Auch ich will diesen Tag nicht überleben,
Gott möge meinen alten Vater trösten!

Schill (allein.)

Nun gute Nacht Braut, König, Vaterland,
Ich habe Nichts mehr, als nur einen Seufzer
Für Euch, ihr heißgeliebten meines Herzens:
Da nehmt ihn hin, den letzten Seufzer Schills! —

(Er bedeckt ſich weinend das Geſicht mit den Händen. Pauſe.)

Vergebet mir, ich ſterb' aus Liebe ja —
Schill ſtarb aus Liebe, das bedenket wohl! —
O nennt mich keinen unbeſonn'nen Thoren,
Ich hatt' ja Euch, das Höchſte mir erkoren!
Und hab' ich Glaub' und Hoffnung nun verloren,
So ſteigt die Liebe doch mit mir ins Grab:
Sterbender Held, wiſch' deine Thränen ab!

(Indem er das Schwert zieht.)

Heraus mein Schwert, wer in der Liebe endet,
Der hat auch ohne Gott, in Gott vollendet! —

(Er ſtürzt ab.)

XXVII.

Schills Tod.

Klipp, klapp, klipp, klapp ſpringt hier die Kartätſch
noch erwürgend die Straßen hinunter,
Und noch ſchreit es ſo wild und noch balgt es ſich rings
und noch miſcht es ſich bunter und bunter;
Derweil es ſchon dort, in die ruhige Stadt,
nachzieht in geordneten Schaaren
Und am Thor insgeſammt roßsprangend, den Zug
die feindlichen Führer gewahren.
Doch, wie jene ſo ſchau'n in erhabener Ruh
und geſenket den blitzenden Degen,
Sprengt ihnen der Schill mit vernichtender Haſt
aus dem Seitengäßchen entgegen.
Und dem Carteret*) ſchlägt er den Kopf von dem Rumpf,
daß er gleich dumpf plumpt auf die Erde:

*) ein holländiſcher General.

„Nimm's Handgeld Hund!" und nun sprengt er zurück
windschnell auf gewendetem Pferde.
Doch ein Brunnen ist dort, d'ran waschen dem Fritz
zwei feindliche Krieger die Wunden,
Die er eben, so kühn nachsprengend, derweil
von ersaufender Kugel gefunden.
Und er seufzet! „ach Schill!" da auf schäumendem Roß
er schon sieht den erblaßenden schwanken.
„Schill?" schreien die Krieger und werfen alsbald
auf die Erd' ihn, den flehenden Kranken,
Ha! und spannen den Hahn ha! und richten auf Schill
die Muskete', o wehe dem armen!
Piff, paff! ach da stürzt er, da rennen sie nach,
da ermorden sie ihn ohn' Erbarmen! —
Und nun tönt es alsbald von Victoriageschrei
Durch die Stadt, von Victoriaschießen.
Ach unglücklicher Held, ach, wie endetest Du
ach wie mußtest die Augen Du schließen! — *)

*) Es ist höchst sonderbar, daß die Angaben über die Art und Weise seines Todes und die näheren Umstände dabei, bis zur heutigen Stunde fortwährend so höchst verschieden lauten. Der Verfasser hat sich bei der Darstellung dieser Scene ganz an Haken gehalten, da die meisten Stralsunder, welche Augenzeugen des Vorfalls gewesen sein wollen, wenigstens im Allgemeinen mit dem letztern zusammenstimmen.

XXVIII.

Wie ſich der alte Förſter zum Tode rüſtet.

Zimmer beim Förſter. In der Mitte ein Gewehrſchrank mit Hirſchgeweih verziert; rechts und links Kupferſtiche, die Schlachten Friedrichs des Großen darſtellend. Im Hintergrunde, der Thüre gegenüber ein Großvaterſtuhl, über dem das Bild des jetzt regierenden Königs Majeſtät hängt. Der alte ſitzt in dem Stuhl und hört erſchüttert den Erzählungen ſeines Sohnes Fritz zu.

Förſter (mit zitternder Stimme.)

Du alſo wareſt ſchuld an ſeinem Tode?

Fritz (weinend.)

Wie ich Euch ſage, Gott im Himmel, ja! —

Förſter.

Es wäre ſchrecklich! — doch wer weiß mein Sohn,

Was Du vor Gram und Schmerzen haſt geſehen:

Es heißt doch überall, er ſei entkommen!

Fritz.

Ich glaubet nicht, was Euch die Leute ſagen!
Ich ſah nicht blos ihn morden; nein, auch ſpäter,
Als g'rade man ins Lazareth mich trug,
Lag unter'm Rathhauſ', in den luft'gen Hallen
Er nackt und bloß auf einer Fleiſcherbank,
Und eben ſchnitt ein Arzt den Kopf ihm ab,
Um, wie es hieß, ihn nach Paris zu ſenden:
Ich weiß nicht, wie das Leben ich behielt. —

Förſter (tief erſchüttert)

Das thaten ſie? — die Türken! ach, ich wollte,
Sie hätten meinen Kopf auch abgeſchnitten,
Fritz, Fritz, was muß ich heute hören — ach!

Fritz (beſorgt.)

Mein Gott, was fehlt Euch? Vater, lieber Vater
Mein Gott, Ihr werdet plötzlich ja ſo blaß,
Was fehlt Euch?

Förſter.

Fritz, mir wird ſo ſonderbar,
Auch flimmert es mir dunkel vor den Augen —
Geh' hin und ſteck' ein Licht uns an, mein Sohn!

(Fritz ab.)

Ja, ja, ich komme Herr, ich bin bereit!
Nur Eines will ich alter Korporal
Zu guter Letzt heut noch von dir erbitten:
Denk' Herr, es sei ein Generalfeldmarschall
Der dich d'rum bäte und kein Korporal,
Der, weiß ich wohl, nichts drein zu sprechen hat:
Ich bitt' um Krieg und Sieg für meinen König.

Fritz (mit dem Lichte zurückkehrend.)

Wie steht es Vater, ist Euch etwas besser?
Hier ist das Licht, wollt Ihr ein Pfeifchen rauchen?

Förster.

Nein, nein mein Sohn, ich glaubt' es würde dunkel,
Doch seh' ich weder Dich, noch seh' ich Licht —
(Laß sein Herr Jesu, wenn ich dich nur sehe!)
Es ist vorbei mein Sohn! —

Fritz (auf ihn losstürzend.)

Barmherz'ger Gott
Wie könnt Ihr Euch das so zu Herzen nehmen!

Förster.

Still, dummer Junge, das verstehst du nicht,
Du hast nicht unter'm alten Fritz gedient.
Doch, schicke schnell zu unserm Herren Pfarrer,

Denn, als ein Schwein möcht' ich nicht gerne ſterben,
Und dann, noch Eins, ruf' das Geſinde her!

Fritz (rufend.)

Chriſtoph, Marie, geſchwinde, Gott, er ſtirbt!

Geſinde (hereinſtürzend.)

O Gott iſt's möglich? Gott, was hören wir?

Förſter.

Nein, nein, ein Weilchen Kinder währt es noch —
Marie lauf ſchnell zum Pfarrer und ihr andern
Kommt her und tragt mich in die Hinterſtube.
Du, treuer Chriſtoph, machſt den Zopf mir ein,
Du Fritz, ſieh in dem gelben Koffer nach,
Da muß die alte Uniform noch liegen,
Die einſt ich in der Schlacht bei Roßbach trug
Desgleichen die Kamaſchen und die Schuhe,
Die zieht mir an, und jetzo helft mir auf!
Es will der alte Korporal marſchiren,
Mich dünkt ich höre Generalmarſch ſchlagen,
Ach, und mir wird, wie in den alten Tagen
Wo's nur zum Siegen ging und Jubiliren! —

(Er wird fortgetragen.)

XXIX.

Beichte, Abendmahl und Tod des alten Försters.

Nun ſeht den alten Förſter, da liegt der Länge nach
Er auf dem Ruhebette im ärmlichen Gemach,
An ſeinen Füßen die verblichenen Kamaſchen
Die kaum er ließ berühren, geſchweige jemals waſchen.

Die alte Uniform, wie ſteht ſie ihm ſo ſchön,
Daran auf grünem Grunde manch brauner Fleck zu ſehn!
Und „Friedericus rex“ prangt noch auf jedem Knopfe,
So liegt er. — Alles weint und an dem dicken Zopfe,

Der über's Kopfbrett lang ihm auf die Erde hängt,
Leckt ihm ſein Hündchen, wie von gleichem Schmerz bedrängt,
Derweil er auf der Bruſt die Hände hält gefaltet
Und ſchon zum Todesröcheln ſein Athem ſich geſtaltet.

Da tritt im ſchwarzen Mantel der Vater in die Thür,
Er merkt's und ruft ächzend: „Herr Pfarrer ſind Sie hier?
Geſchwinde meine Beichte, es wird nicht lange währen:
Andächt'ger, würd'ger Herr, wollt meine Beichte hören:

Ich armer ſünd'ger Menſch bekenn' vor Gott und Euch,
Daß arm ich bin an Werken und nur an Sünden reich
Jedoch den Tod von Schill kann ich nicht auf mich nehmen,
Auch Fritz iſt ganz unſchuldig und ſoll ſich nicht mehr grämen." —

„„Mein theurer lieber Sohn, laß jetzt den Schill doch ruhn,
Du haſt es jetzt mit Gott und nicht mit Schill zu thun,
Sei ruhig nur, ich will für Dich die Beichte ſprechen!""
„Nein ſtill doch, ſtill, ich werde mich nicht mehr unterbrechen:

Und darum iſt mein Herz betrübt und iſt mir leid —
Ja, Friedrich Wilhelm, ja, ich fühl dein Herzeleid
Dein letzter Officier, mein König iſt geſtorben —
Was ſprech ich? — ja; doch Chriſtus hat mir das Heil erworben!"

„„Mein theurer, lieber Sohn laß auch den König ruh'n,
Mit einem höhern König haſt Du es jetzt zu thun!““
„Ja, ja, verzeihen Sie, ach Gott ich kann's nicht laſſen,
Ich lieb' Ihn ja ſo ſehr! — doch, doch ich will mich faſſen:

Weil Ihr denn habt Befehl vom Herren Jeſu Chriſt,
Die Sünde zu vergeben dem, der bußfertig iſt,
So bitt' ich Euch, Ihr wollet in des Erlöſers Namen
Vergebung meiner Sünden mir ſprechen, Amen, Amen.“

Der Vater abſolvirt und es zittern ſeine Händ',
Der Vater conſacrirt das heil'ge Sacrament:
„Nehmt hin und eſſet!“ ſpricht er und auch ſeine Worte beben:
„Das iſt der wahre Leib des Herrn, für Euch gegeben.

Nehmt hin und trinket!“ ſpricht er: „das iſt das wahre Blut
Des Herrn, das er am Kreuze vergoſſen, Euch zu gut:
Das mög' im rechten Glauben Euch ſtärken und bewahren,
Um in die Herrlichkeit dem Herren nachzufahren!“ —

Als nun der Vater auch den Schmerz nicht länger barg
Und weinte — hebt wie Jakob, der heil'ge Patriarch

Der Sterbende ſein Haupt und ſtammelt vor Entzücken:

„Mein Gott, mein Gott, was ſeh' ich, was läß'ſt du mich erblicken!

Fritz, Fritz, Herr Pfarrer ach! das Vaterland wird frei

Und keinen Tannencamp verlieren wir dabei,

Gott wird dem guten König ſo viele Schill's erwecken,

Als Blätter in den Wäldern und Reiſer in den Hecken.

Nun will ich gerne ſterben; mein Gott es iſt vollbracht! —

Nun gute Nacht Fritz, Fritz, Herr Pfarrer: gute Nacht!"

Da thät er ſeine Füſſe, wie Jakob auf dem Bette

Zuſammen, und entſchlief an heil'ger Gottesſtätte! *) —

*) Hier iſt der natürliche Schluß des ganzen Büchleins, weshalb auch der Leſer gebeten wird, einſtweilen daſſelbe fortzulegen, indem mit den folgenden beiden Stücken eine neue Gefühlsreihe beginnt, welche, wie ſie ſich auch dem Erhabenen nähern ſollte, es dem Ausdruck der religiöſen Einfalt nicht wird gleich thun können an wohlthätiger Wirkung auf das Gemüth.

Denn über dieſen Ausdruck geht kein anderer wie beiläufig geſagt, die heilige Schrift an unzähligen Stellen zeigt.

XXX.

Des alten Förſters Kopf.

Der Alte ward begraben und was er ſterbend ſah
Durch ſeines Gottes Gnade, das wiſſet ihr, geſchah,
Doch, was ich jetzt erzähle von ihm, das glaubt ihr kaum
Und doch iſt es, wie jenes, fürwahr kein Dichtertraum.

Ich war ein Mann geworden und Prieſter obend'rein
Und oft ging ich vorüber an ſeinem Leichenſtein.
Am Kirchſteig bei der Linde da ſchlief der alte Mann,
Da kam vor kurzen Tagen die Schreckensbotſchaft an:
„Herr Pfarrer, ach Herr Pfarrer, geh'n Sie geſchwind hinaus,
Sonſt gräbt man Ihren Paten lebendig wieder aus!"
Ich ſtürze zu dem Kirchhof alsbald im vollen Lauf,
Ich reiße vor Entſetzen die dumpfe Pforte auf,

Hilf Himmel, was erblicket mein Auge hier sogleich?
Den Kopf des alten Försters mitten im Kirchensteig! —
Sein Zopf war ausgegangen; jedoch sein langes Haar
War wieder blond geworden, wie's in der Jugend war *)
Und segete im Winde am Boden her und hin,
Das Halstuch mit der Schleife stand auch noch um sein Kinn;
Die hohlen Augen starrten so schaurig und so fest,
Als hätt' er auf ein Ziel wo gerichtet sie, nach West. —
Ich schalt den Todtengräber und seinen Knaben aus
Daß sie ihm eigenmächtig entweiht sein letztes Haus,
Ich hob den heil'gen Schädel mit Wehmuth in die Höh':
„Wie kommt es alter Pate, daß ich dich wiederseh'?
Was härmet und was grämet dich in der tiefen Gruft,
Was ist es, das dich wecket, was ist es, das dich ruft?
Vergebens pflegen nicht die Heil'gen zu ersteh'n
Es soll mich Wunder nehmen, was hierauf wird geschehn! —
Wie, oder trieb dich etwa nur Heldenfreudigkeit,
Hast unten du mit uns gezählt die lange Zeit?
Weißt du, daß nun vergangen bald fünfundzwanzig Jahr'

---

*) Die Sache verhielt sich in der That so. Man sehe das Historische in meinen humoristischen Reiseschildern von Usedom S. 22 ff. nach.

Seit, was du ſterbend ſchauteſt, bei Leipzig wurde wahr?
Und wollteſt du erſtehen aus deiner tiefen Gruft
Um einmal noch zu trinken die ſüße Freiheitsluft?
Du theures Haupt ſo trinke!" — da hört' ich ſchreckensvoll
Wie dumpf und hohl der Oſtwind in ſeinem Schädel ſcholl. —
„Nun haſt du g'nug getrunken, nun wiederum zur Ruh!"
Auf Todtengräber ſchaufle das heil'ge Grab mir zu! —

XXXI.

Schills Kopf.

Ode.

Doch o Himmel, wie vergingen bald mir Sinnen und Verſtand,
Als o Schill dein Haupt, das arme, in dem fernen Niederland'
Plötzlich auch erhielt Bewegung,
Wie von unſichtbaren Händen und von magiſcher Erregung!

Oft der Neugier, oft dem Haſſe, wie dem Spotte oft enhüllt,
Und von Beſtien, wie von wilden Höllengeiſtern angebrüllt,
Zwiſchen Löwen und Hyänen *)
Stand dein Haupt in bittrer Lauge, wie in bittern Jammerthränen:

Sieh, da plötzlich wird erwecket eines edlen Fürſten Herz
Und er ſchickt das Haupt des Jammers voll Erbarmen heimathwärts

*) Nach den Zeitungen befand ſich in der Nähe des Zimmers zu Leyden, wo Schills Haupt in Spiritus aufgeſtellt war, eine Menagerie wilder Thiere.

Daß in freier deutſcher Erde
Bei den Opfern ſeines Wahnes friedlich es gebettet werde.

Wie doch, büßteſt du ſo lange auch dort oben deine Schuld,
Ward nun mit dem Leib' auch deiner Seele wieder Gottes Huld,
Seit den edlen Sproß der Welfen
Endlich deinem jammervollen Haupt wir ſah'n zur Ruhe helfen? —

Ha, und war's der alte Krieger, dem der Geiſt um dich entflohn'n,
Der zum Jubelfeſt der deutſchen Freiheit dir erbat Pardon,
Freudig ſprengte den gepreßten
Sargesdeckel, auferſtand und liebend winkete nach Weſten?

[[Zu dem großen Jubelfeſte, wovon Erd' und Himmel ſpricht,
Denn ihr Menſchen, denn ihr Geiſter, o des Wunders, ſaht ihr nicht,
Daß euch Gott zu zweien Malen
An dem Siegestage ſelber einlud durch des Nordlichts Strahlen?*)]]

*) Das Nordlicht vom 18. October 1837 ſcheint nur von Wenigen beobachtet worden zu ſein. Indeß ſtellte es ſich zum Erſtaunen des Verf. um dieſelbe Zeit, als das vom 18. October 1836 ein, währte aber nur wenige Minuten. Doch iſt es, wie hier in Pommern, auch im ſüdlichern Deutſchland, und namentlich in Hildburghauſen, nach den Zeitungen, bemerkt worden.

War der Ton in ſeinem Schädel das erhab'ne Looſungswort,
Das der Sturm durch Meer' und Länder trug zu deinem Schädel fort? —
Heil dir, ja, du ward'ſt entboten
In die hehre Jubelhalle unſrer großen Freiheitstodten!

Wo mit Vater Blücher, Braunſchweig, Schwarzenberg und Gneiſ'nau ſitzt
Und das helle Schwert Orions ſchön an ihrer Seite blitzt,
Wo die ew'ge Sternenleier
Körner ſtimmt, um anzuſchlagen zur erhab'nen Jubelfeier! —

Inhalt.

	Seite
Schill der Kinderfreund	1
Die Retirade der Preußen über Usedom nach der Schlacht bei Jena	3
Des Försters französische Einquartierung	6
Die gute Botschaft	8
Schill läßt von sich hören	10
Das Gefecht bei Gülzow	14
Victors Gefangennehmung zu Kremswalde	17
Die Bauerngesandtschaft	19
Die Ranzionirten	23
Der Obrist Loncaden	25
Der Ausfall	30
Schills Arrest	33
Der Bürgeraufruhr	35
Fritz an seinen Vater	38
Schills Einzug in Berlin	41
Die Emissaire des Tugendbundes	44
Schill und seine Braut Elise von Rüchel	46
Schills Desertion wird in Berlin bekannt	48
Das Gefecht bei Dodendorf	50
Todesordre Napoleons	56
Schill am rechten Elbufer	58
Schills Klage	55
Schills letzte Freude	58
Des Poeten Klage	62
Die Erstürmung Stralsunds	64
Wie sich Schill zum Tode rüstet	67
Schills Tod	71
Wie sich der alte Förster zum Tode rüstet	75
Beichte, Abendmahl und Tod des alten Försters	77
Des alten Försters Kopf	81
Schills Kopf	81

Gedruckt bei C. Schöpke & Vincent in Prenzlau.

Die babyloniſche

Sprachen- und Ideen-Verwirrung

der modernen Preſſe,

als die hauptſächlichſte Quelle

der Leiden unſerer Zeit.

Ein freies Trutz- und Schutzwort

von

Wilhelm Meinhold,

Dr. der Theologie und Pfarrer, Verfaſſer der Bernſteinhexe, der Sidonia ꝛc.

Allen politiſch-gemäßigten, inſonderheit allen conſtitutionellen Clubs des deutſchen Geſammt-Vaterlandes zur augenblicklichen Berückſichtigung empfohlen.

Wollte der Ew'ge die Welten mit Ueberſchriften verſehn,
„Tollhaus" ſchrieb er fürwahr über die unſrige dann.

Leipzig,
bei Hermann Fritzſche.
1848.

149 d

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinen

lieben pommerschen Landsleuten

in herzlicher Hochachtung gewidmet.

Die traurigſte Wahrnehmung, lieber Leſer, in unſerer vielbewegten Zeit iſt mir offenbar die: daß unter den namhaften und wohldenkenden Männern der Gegenwart ſo wenige unſerm literariſchen Pöbel kühn entgegentreten, ſondern feige vor der Schand- und Lügenpreſſe des Tages das Gewehr ſtrecken und verſtummen. Der alte greiſe Moritz Arndt, der von dem Treiben der Gegenwart aus ſeinen demagogiſchen Träumen, wie es ſcheint, friſch und jugendlich erwachte Florencourt und wenige vereinzelte Männer hier und da, machen faſt die einzige Ausnahme. In der Hauptſtadt unſers Landes in Berlin, wo die Munifizenz unſers Königs mehr als 80 Lehrer bei der Hochſchule unterhält, finden wir zwar an allen Straßenecken die boshaften Placate der Aufwiegler, aber kaum ein einziges von dieſen Männern, welches den Schurken das Maul zu ſtopfen ſuchte. Und faſt ebenſo machen es die Herren auf faſt allen preußiſchen und deutſchen Hochſchulen, nicht, als ob ſie das Treiben der Zeit billigten (denn das iſt für ſelbſtdenkende Männer unmöglich) ſondern — es bleibt kein anderer Grund — weil ſie von dem Spott und Hohn ihrer Gegner, für ihren keuſchen Schriftſtellerruhm fürchten. Doch der Henker hole allen Schriftſtellerruhm, wo das Vaterland in Gefahr iſt, ja wo die tiefſte Finſterniß jeder Barbarei ſich mit Rieſenſchritten uns nähert! Eine Phalanx von dieſen Männern, welche alle Zeitungen in Beſchlag genommen und die Waffen des Geiſtes gegen die un-

mündigen Schreihälse des Tages geschwungen hätte, würde sicher Wunderwirkungen auf die Stimmung der Nation hervorgebracht haben. Aber o der Schande, was heut noch Geist hat, das verkriecht sich, und nur was keinen Geist hat, kriecht und kräht vermessen hervor. So kommt es denn, daß durch den Kukuksruf und das Krähengekrächze der Zeitungen durch die leitende Artikel- und Eingesandt-Philosophie des ephemeren Preßbengels, wie endlich durch das, von jeder Niederträchtigkeit strotzende Schandblatt des ehrgeizigen Demagogen, auch den Besseren von Tage zu Tage immer mehr Sand in die Augen gestreut und die allgemeine Blindheit immer allgemeiner wird. Ich will es dagegen kühn und muthig wagen meine Stimme zu erheben. Und damit du nicht glaubst, lieber Leser, ich wäre ein anonymer und reaktionairer Geheimer Rath (bekanntlich der größte Sündenbock unserer Zeit); so habe ich mich kühn auf dem Titel dieses Büchleins genannt und die hauptsächlichsten Schriften hinzugefügt, durch die ich mir Aufmerksamkeit erworben, blos und einzig aus dem Grunde, damit du mit einigem Vertrauen zu diesen donnernden Blättern langest. Verlaß dich aber nicht, wenn du sie gehört, auf das Urtheil der Schandpresse, sondern auf dein eigenes, oder das, eines unpartheiischen Freundes. Denn die Schandpresse wird und muß mir alle Ehre nehmen. Aber ich wäre ein schlechter Christ und ein schlechter Preuße, wenn ich das nicht lächelnd litte. Ich weiß ja, wie neulich die Bratensauce in dem hungrigen Berlin von meinem Frack niederfloß, ohne den geringsten Fleck zu hinterlassen, die Bratensauce, womit die Kellner und Laufburschen der ephemeren Literatur mich begießen, ebenso unschädlich wieder abfließen wird, weil sie gleichfalls nur aus purem Wasser besteht.

Da es jedoch unmöglich sein würde, alle Narrheiten und Niederträchtigkeiten unserer Zeit in wenigen Bogen, wie ich sie mir zum Ziel gesetzt habe, zu besprechen, so will ich dir zuvörderst nur in allgemein-verständlicher, nicht mit griechischen, lateinischen, französischen ꝛc. Vocabeln gespickter Narrensprache der modernen Presse, die hauptsächlichsten Stichwörter unserer

Zeit auseinanderſetzen, woraus nach meinem Dafürhalten größtentheils all' unſer Unglück, als Folge unſerer Ideenverwirrungen hervorgegangen iſt. Dieſe aber ſind:

1) Gewiſſensfreiheit,
2) Glaubensfreiheit,
3) politiſche Freiheit,
4) Preßfreiheit,
5) Fortſchritt,

lauter Ausdrücke, die du faſt eben ſo häufig in jeder Zeitung findeſt, als das neue Berliner Wort „Errungenſchaft". Ehe wir uns daher verſtändigen können, was wir in dieſer böſen Zeit als vernünftige und wahrhaft gewiſſenhafte Menſchen zu thun haben, müſſen wir uns nothwendigerweiſe erſt jene fünf Wörter vornehmen und ſie hiſtoriſch-pſychologiſch, d. i. auf den Grund der Geſchichte und nach den ewigen und unveränderlichen Geſetzen des menſchlichen Geiſtes betrachten, nicht nach den Denkgeſetzen irgend einer philoſophiſchen Schule, die bekanntlich ſo veränderlich ſind, als das Wetter, oder die neuen konſtitutionellen Miniſter.

Alſo merke zuvörderſt! erſtens

das Wort Gewiſſensfreiheit.

Fürwahr ein ſchlaues Wort, in dem eigentlich die tiefſte Ironie auf unſere Zeit enthalten iſt. Denn wie „Abgabenfreiheit" das Freiſein von Abgaben „Steuerfreiheit", das von Steuern bedeutet, ſo wäre „Gewiſſensfreiheit" das Freiſein vom Gewiſſen. So iſt es nun freilich allerdings; unſere Zeit iſt frei vom Gewiſſen. Da ihr aber noch immer eine gewiſſe, wenn auch noch ſo kleine ſittliche Schaam zurückgeblieben iſt, verſteht ſie unter Gewiſſensfreiheit, wie der Begriff in Zeitungen und Brochüren vorzukommen pflegt, nur „die Willkühr einzig auf den Grund ihres ſittlichen Bewußtſeins handeln zu können."

Denn da man vorausſetzt, daß es bei der traurigen, im täglichen Wachsthum begriffenen Anzahl der Sekten, auf das religiöſe Fürwahrhalten nicht mehr ankomme, ſtützt man ſich um ſo viel mehr auf das ſittliche Fürwahrhalten, für welches

man als untrüglichen Maßſtab das Gewiſſen zu haben glaubt. Dieſer unglückſelige Irrthum iſt nach meinem Dafürhalten inſonderheit durch die Tugendlehre des Königsberger Philoſophen J. Kant veranlaßt, und ſeit ſeiner Zeit, d. i. ſeit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in unzähligen Büchern, Flugſchriften und Romanen verallgemeinert worden. Man ſpricht von einer Stimme Gottes in unſerm Innern und glaubt nun natürlich ſich in dem, was recht und unrecht iſt, ſo wenig irren zu können als in dem was ſchwarz und weiß. Aber ſo iſt es nicht; das zeigen uns Geſchichte und Pſychologie. Abgeſehen von den Leidenſchaften welche die Stimme des Gewiſſens oft gänzlich verſtummen machen, ſind die Ausſprüche desſelben, je nach dem Charakter, dem Temperamente, der Erziehung, dem Clima, dem Bildungsgrade, dem Geſundheitszuſtande, dem Lebensalter, den Schickſalen und inſonderheit der Religion des Menſchen oft gänzlich verſchieden und man kann in letzterer Beziehung ſagen, daß es ein heidniſches, jüdiſches, türkiſches, chriſtliches u. ſ. w. Gewiſſen giebt, *) von welchen oft das eine das verwirft, was das andere billigt, und umgekehrt. So, um nur einige Beiſpiele anzuführen, verwirft der große Grieche Plato nicht nur nicht die Päderaſtie, ſondern gebietet ſogar gegen jedes chriſtliche Gewiſſen, daß die Knabenſchänderei als Lohn der Tapferkeit begünſtigt werden ſolle. **)

*) Hiergegen ſtreiten durchaus nicht die Worte des Apoſtel Paulus, Römer 2. 14: Die Heiden thun von Natur des Geſetzes Werk (das Sittengeſetz). Man überſetze nur richtig. Es muß unbeſtimmt heißen: „Geſetzliches" (τὰ τοῦ νόμου) oder, wie die meiſten älteren Exegeten erklärten: einen Theil des Geſetzes. Und dieſen Ausſpruch bezeugt dem Apoſtel die ganze Geſchichte, indem auch die verſunkenſten Völker noch immer jenen und dieſen Theil des, ihnen ins Herz geſchriebenen Sittengeſetzes ausübten, wie ſehr die urſprüngliche Schrift auch durch das ätzende Gift der Sünde verderbt ſein mochte. Nur mit der Vernunft wird bei Völkern und Individuen auch jede Moralität ſchwinden, denn das Gewiſſen iſt zunächſt ja ein Akt der Vernunft.

**) de republ. V. Vergleiche Schleiermachers Einleitung zum Staate. S. 35.

Demgemäß gesteht Cicero, der große Römer auch, daß dies abscheuliche Laster in den Gymnasien frei und erlaubt sei.*) und dem Cornelius Nepos zufolge gereichte es sogar den jungen Leuten zum Lobe, soviele Liebhaber als möglich zu haben. **) Ja, der größte aller griechischen Weisen, der bewunderte Sokrates, den man sich in neuerer Zeit nicht entblödet, so oft dem Erlöser zur Seite zu stellen, wurde von seinem Zeitgenossen, dem Lustspieldichter Aristophanes, für einen Ausbund aller Sophisten gehalten und war gleichfalls der Knabenschänderei, ja nach Süvern sogar des Diebstahls im höchsten Grade verdächtig ***). Was würde, beiläufig gesagt, aus diesem bewunderten Griechen, der seine ideale Haltung in der Geschichte einzig seinen großen Schülern Xenophon und Plato zu verdanken scheint, wohl geworden sein, wenn ihn die ungeschmückte und treuherzige Hand der ungelehrten Apostel uns beschrieben hätte? —

Ich übergehe hier die Empfehlung der Hurerei, des Ehebruchs, der Rache, des Selbstmordes, welche man durchaus gegen jedes christliche Gewissen bei so vielen Alten antrifft, um nur kurz zu bemerken, daß das Gewissen ebenmäßig bei dem frommen Türken die Polygamie gut heißt, und das Weintrinken verwirft, bei dem frommen Christen aber gerade das Gegentheil thut; bei dem frommen Juden nothwendig die Beschneidung, die Enthaltsamkeit von gewissen Speisen ꝛc. erheischt; bei dem frommen Christen aber gegen alle diese Dinge sich völlig gleichgültig verhält.

Nur dieser Fall zur Geschichte der Gewissens sei mir noch anzuführen erlaubt, daß ein frommer Bramane, für den bekanntlich jeder Genuß thierischer Speise Sünde ist, so sehr in Verzweiflung gerieth, als ein Engländer ihm mikroskopisch bewies: er genieße dennoch täglich unzählige Thiere, daß er sich

*) quaestt: tuscull IV, 33.

**) praefatio.

***) Herrman zu den Wolken des Aristophanes

ſelbſt darüber das Leben nahm. *) Du ſiehſt alſo lieber Leſer, welch ein unzuverläſſiges Ding das Gewiſſen iſt, welches den frommen Bramanen in den Tod treibt, weil er mikroskopiſche Thiere gegeſſen, dagegen den Südſeeinſulaner triumphiren läßt, wenn er ſeine Hände mit dem Blut ſeiner eigenen Kinder gewaſchen.**) Und doch beſtehen beide aus demſelben Stoffe, als du und ich!

Bevor wir nun aber die Lehren betrachten, welche hieraus für uns hervorgehen, müſſen wir zuvörderſt erſt unſer zweites Wort erläutern, nämlich

die Glaubensfreiheit,

denn die Geſchichte zeigt uns, wie geſagt, daß Gewiſſen und Glauben in dem innigſten Zuſammenhange ſtehen. Unter „Glaubensfreiheit" verſteht unſere Zeit aber die Willkühr, die poſitiven Lehren des Chriſtenthums als die Lehre von Gott, von Chriſto, von der Verſöhnung ꝛc. nach eigener Anſicht auffaſſen zu können. Dieſe thörigte Forderung iſt inſonderheit durch die deutſche Philoſophie veranlaßt worden, deren Gang wir ſchlechterdings erſt ſeit den letzten 70, 80 Jahren kurz uns vorführen müſſen, um uns auf den rechten Standpunkt der Betrachtung zu verſetzen.

Nachdem der Königsberger Weiſe Immanuel Kant in mehreren Schriften die große Wahrheit ausgeſprochen hatte: daß das Daſein Gottes nicht mit der Vernunft zu beweiſen ſei, (ich ſage „die große Wahrheit" denn da alle Begriffe der Vernunft urſprünglich aus der Erfahrung abſtammen oder aus ihr abſtrahirt ſind, der Begriff »Gott« aber über alle Erfahrung hinausliegt,

*) Pücklers Briefe eines Verſtorbenen. Theil III. S. 328. Ebenſo meinte der berühmte und große Scholaſtiker, Anſelmus von Canterbury, er hätte durch den Genuß eines geſottenen Herings ſein Gewiſſen verletzt. Ernst. memorab. Cent. IV. p. 1079 und Scrivecius erzählt desgleichen in ſeinem „Seelenſchatz" P. IV. p. 890 von einem Menſchen, welcher ſich über den veranlaßten Tod eines Sperlings gleichfalls das größte Gewiſſen gemacht hätte.

**) Man leſe die ſchauderhafte Schilderung dieſer Gräuel. Ausland 1831 Novbr. No. 308.

kann folgerichtig das Dasein Gottes nicht von ihr bewiesen werden *), ließ er in der Kritik der reinen Vernunft sogar alles Objective, d. i. alles außer uns Seiende, mithin wie Gott, so die ganze Welt in einen grauen Nebel des Ungewissen verschwimmen. Jetzt trat Fichte auf, leugnete gänzlich das Object, indem er die Lehre aufstellte: daß Nichts außer dem Ich sei, und alles Object (also Gott und Welt) nur ein Geschöpf unserer eigenen inneren Thätigkeit, für welche Lehre er in Jena als Atheist seiner Professur entlassen wurde. Ihm folgten die absoluten Philosophen, unter welchen Hegel insonderheit sich einen bedeutenden Namen erworben hat.

Der letztere erkannte zwar das Object wieder als real (wirklich vorhanden) an, zerschmelz es aber mit dem Subject (dem Geiste) und erklärte das außer uns Seiende (Object) mit dem in uns Seienden (Subject) für Eins und Dasselbe; lehrte mithin die Einerleiheit Gottes und des Menschen.

So stürzte die verzweifelnde Philosophie sich vom Atheismus in den Pantheismus. Gott ist hiernach an und für sich bewußtlos und kam ursprünglich erst in Christo, (in welchem nach Hegel das Selbstbewußtsein als Embryo vorgebildet war) später natürlich nur in Herrn Hegel, zum rechten und wahren Bewußtsein. **)

---

*) Hieraus ergiebt sich denn aber die Nothwendigkeit einer Offenbarung von selbst.

**) Ich kann nicht umhin, zur Ergötzung meiner Leser hier aus meiner Athanasia (Magdeburg bei Heinrichshofen) die Stelle herzusetzen, wo Satan am Tage des Gerichts, Christo die Hegelingen vorstellt:

„Es lehrte dieser schlauen Zunft
Die wissenschaftliche Vernunft:
Daß Gott in Dir vorzeiten schon,
Halbwegs gekommen zur Raison;
Doch Hegel hat nach langer Nacht,
Den Alten ganz zur Raison gebracht:
Gott ist in Hegel aufgewacht
Und kömmt sich blos noch heller vor
Im hellsten Hegelingenchor,

Man ſollte kaum glauben, daß eine ſo verzweifelte und wahnſinnige Lehre, welche mit der Perſönlichkeit Gottes auch die Freiheit und Unſterblichkeit des Menſchen aufhob, hätte Anklang finden können. Aber in der metaphyſiſchen Nation (wie die Engländer uns Deutſche ſpottweiſe nennen) findet Alles einen Anklang, beſonders wenn es unbegreiflich iſt, wo wir dann gleich eine bodenloſe Tiefe der wiſſenſchaftlichen Vernunft wittern. Und, daß ſein Syſtem ſowohl der Form als dem Inhalt nach unbegreiflich ſei und bleibe, dafür hat Herr Hegel redlich geſorgt, indem er ſich zugleich einer ſo barbariſchen Sprache bediente, wie ſie noch nie ein Philoſoph auf Erden geſprochen. Daher blieben ſeine Lehren, die er, um der Regierung zu gefallen, ſchlau an das Chriſtenthum anzuknüpfen wußte, längere Zeit nur Wenigen zugänglich, und als zuerſt vor etwa 15 Jahren von Magdeburg aus, wenn ich mich recht erinnere, das Troſtloſe derſelben in populärer Weiſe aufgedeckt wurde, leugneten ſeine Schüler kecklich die Anklage und ſchrieen laut über Mißverſtändniß ihres Meiſters.

Allein die linke Seite der Hegelſchen Schule zeigte nur zu bald, wie wahr jene Anklage geweſen. Man ſcheute ſich nicht nach und nach immer offener mit dieſer troſtloſeſten aller Lehren hervorzutreten. Mit der Kritik der heiligen Schrift machte man den Anfang. David Strauß verwandelte die bibliſche Geſchichte in einen Mythus, in ein Product der abſichtlos dichtenden Sage und die chriſtusmüde Zeit klatſchte ihm Beifall ohne einzuſehen, oder einſehen zu wollen, daß mit dem ſchwachen Fundament ſeiner Prinzipien, das ganze Gebäude ſeines Scharfſinns über den Haufen ſtürzen mußte. *)

So daß nunmehr zu dieſer Friſt,
Was hegelt und die Wand bey.ſt
Zu Gott dem Herrn geworden iſt.
Hab hier 'ne ganze Hetze Götter, —
Was heult ihr Götter? Donnerwetter!
Ich werde euch das Heulen lehren
Und das Subject — Object erklären.
Daß euch die Augen ſollen ſchwären! —

*) Um die geiſtloſen Anhänger dieſes Mannes zu myſtificiren, habe ich bekanntlich meine Bernſteinhexe geſchrieben und die Genugthuung gehabt, daß man in der That meine Dichtung für Geſchichte nahm,

Jetzt überholte ein negativer Geiſt den andern. Bruno Bauer verwarf das ganze Chriſtenthum, Feuerbach alle und jede Religion, und predigte ſtatt deſſen die Liebe. Das letztere war allerdings höchſt einfältig, darum überbietet ihn auch Max Stirner, indem er ihn einen Pfaffen ſchilt, der noch immer einen Götzen, nämlich die Liebe predige. Auch dieſe Religion müſſe vernichtet werden, und zwar durch den Egoismus.

So iſt denn die deutſche Philoſophie, wie ich an einem andern Ort geſagt habe, zur wahren Vieh-Philoſophie geworden, deren erſter theoretiſcher Theil blos in Klugſchnattern, der

---

wie man umgekehrt die Geſchichte Chriſti für Dichtung genommen hatte. Ja, trotz meiner ausführlichen Erklärung hierüber in der Vorrede zur zweiten Auflage, Leipzig 1846, hält man die Bernſteinhexe fortwährend noch für Geſchichte, beſonders ſeit Heyne in Paris ſich dafür ausgeſprochen. Die tiefer blickende engliſche Kritik hat aber längſt das Rechte getroffen. So, um nur ein Urtheil derſelben anzuführen, ſagt bereits im Auguſt, die Zeitſchrift the Athenaeum Nro. 876:

»Das Quarterly Review hat ſchon das Publikum mit einigen Umſtänden über die Entſtehung der Bernſteinhexe bekannt gemacht, wie nämlich Herr Meinhold, in der Abſicht, den Rationaliſten des jungen Deutſchlands eine Falle zu legen, dieſen anziehendſten aller bekannten Hexenproceſſe und zwar mit ſolchem Erfolge dichtete, daß uns ein vollkommenerer Fall von Myſtification in unſerer Erfahrung nicht vorgekommen iſt.«

Dies führe ich dir nur an, lieber Leſer, damit du ſiehſt, was von der deutſchen Kritik zu halten iſt, die ſich zwar klüger dünkt, als die Weiſen aller Jahrhunderte des Chriſtenthums zuſammen genommen, von der es aber darum auch wörtlich heißt was Paulus ſagt: (Röm. 1, 22) da ſie ſich für weiſe hielten, ſind ſie zu Narren geworden. Nein, ich bin kein hiſtoriſcher Plagiarius wofür man mich hält, ſondern der Erfinder einer neuen Form der hiſtoriſchen Poeſie, der von mir ſogenannten chronikaliſchen. Man ſehe meine Vorrede zum 3ten Theil der Sidonia: über den Unterſchied zwiſchen Geſchichte und Poeſie, nach den Grundſätzen des Ariſtoteles.

zweite, praktiſche, im Zweckeſſen beſteht,*) ein Scandalum der Mit- und Nachwelt, wodurch allein ſchon beſtätigt wird, was Swift vor 150 Jahren über uns urtheilte: daß wir nämlich das ſtupideſte Volk der Erde wären. Ja wohl, ſtupider als Hottentotten und Päſcharäs, die weder ſo argumentiren, noch abſichtlich die dummſten unter ſich auswählen und ſie zur Geſetzgebung in ihre Volksverſammlungen ſchicken, wie wir dies gegenwärtig gethan haben.

Doch ich will mir nicht vorgreifen! Das Uebel unſerer deutſchen Philoſophie, und ihre traurige Wirkung auf das Publikum ward dadurch vollendet, daß die deutſche Theologie, um mich eines paſſenden, bibliſchen Ausdrucks zu bedienen, ihr faſt immer nachgehurt hat. Nachdem man den Teufel vor etwa 80 Jahren geſtürzt hatte, kam die Reihe an Chriſtus, den man für einen ganz charmanten jungen Mann vorzuſtellen anfing (ganz conſequent; denn giebt es keine unendliche Macht des Böſen, ſo iſt es thöricht, anzunehmen, daß Gott hätte Menſch werden müſſen, um die Welt zu erlöſen) natürlich hiemit auch die Dreieinigkeit verwarf und dafür ſich eine andere Dreieinigkeit ausheckte: „Gott, Tugend und Unſterblichkeit.“ Dieſer ſogenannte vulgäre Rationalismus nun, als populärer Nothknecht der kantiſchen Philoſophie, ſtand bis zum Freiheitskriege faſt auf allen proteſtantiſchen Kathedern und Kanzeln und zählt noch jetzt ſogar viele Anhänger, beſonders unter den Älteren unſerer Zeitgenoſſen.

Er iſt aber längſt in ſeiner wiſſenſchaftlichen Halbheit durch die neuere Theologie überwunden, obgleich wir auch jetzt wieder ſtatt der kantiſchen, eine Menge Hegelſcher Nothknechte auf Kanzeln und Kathedern ſtehen haben, oder was noch ärger iſt, Original-Speculanten. So iſt es denn dahin gekommen, daß unzählige Glaubensanſichten, mehr als bei jedem andern Volke, unter uns Deutſche heimiſch geworden ſind, und da noch immer

*) Denn der Menſch unterſcheidet ſich vom Vieh durch nichts, als den Glauben an Gott, da das letztere in ſeiner Weiſe auch Vernunft und Sprache beſitzt.

in den zu Recht beſtehenden Confeſſionen, die Symbole mehr oder minder Geltung haben, man völlige Glaubensfreiheit fordert und Secten auf Secten ſtiftet. Alle dieſe Freigläubler berufen ſich inſonderheit auf ihre Vernunft und ihr Gewiſſen. Aber ſie ſehen nicht ein: daß gerade der Gang der deutſchen Philoſophie es auf das Unwiderlegbarſte bewieſen hat, einmal: daß die menſchliche Vernunft kein urſprüngliches Wiſſen von Gott hat, wie Plato meinte, ſondern daß Ariſtoteles die Wahrheit getroffen, wenn er alle ihre Begriffe allein aus der Erfahrung ableitet, daß mithin zweitens: nicht ſie, ſondern Feuerbach und Max Stirner conſequent ſchließen, indem ſie den Stab über die höchſten Objecte unſerer Erkenntniß brechen, weil die Vernunft als das Vermögen der Erfahrungsbegriffe, durchaus nicht über Dinge zu urtheilen vermag, die ſo hoch über ihre Erfahrung hinausliegen als Gott, Freiheit und Unſterblichkeit.

So iſt die deutſche Philoſophie nur auf anderm Wege allmählig zu demſelben Ziele gelangt, bei welchem die ſenſualiſtiſche Philoſophie in Frankreich ſchon vor der erſten Revolution angelangt war: Gott, Tugend, Unſterblichkeit, alles iſt weg! — Niederreißen und tauſendfaches Elend verbreiten können die Sünder, aber aufbauen und Heil verkünden kein einziger. Mir kommts vor, als ob ein Rudel Taugenichtſe den koſtbaren kölniſchen Dom einriſſe, und nun ſich hochmüthig auf den Trümmern ſpreitze und uns zuſchrien: „ſeht welche bewundernswürdige Helden wir ſind, errichtet uns doch aus dieſen bigotten Trümmern ein Denkmal!“ —

Da nun in Folge alles deſſen die Ideenverwirrung unter uns ſo groß geworden iſt, daß, wie in einem Tollhauſe, nicht zwei Menſchen, nicht zwei Hausgenoſſen, ja oft nicht Vater und Sohn denſelben Glauben haben, obgleich ſie ſich alle, wie dies jeder Tolle auch thut, auf ihre geſunde Vernunft berufen; ſo werden ſie auch nach dem oben Geſagten, nicht einerlei Gewiſſen haben. Schon die gewöhnliche Eintheilung des Gewiſſens in ein gutes und böſes, ein richtiges und irrendes,

ein gewiſſes oder zweifelhaftes, ein ſtarkes oder ſchwaches, ein ruhiges oder unruhiges, ein beflecktes oder unbeflecktes, ein zartes oder weites, ein ſchlafendes oder waches, welche unſere Moraltheologen geben, zeigt, welch ein wetterwendiſches Ding das Gewiſſen iſt. Du biſt alſo verloren armer Menſch, wenn du blos auf die Ausſprüche deines Gewiſſens bauen willſt, ebenſo verloren, als auf die, deiner alleinigen Vernunft. Was dir Gewiſſen macht, darüber lacht oft dein eigener Sohn und umgekehrt; ja was dir ſelbſt heute noch Gewiſſen machte, darüber lachſt du oft allein ſchon nach einigen Wochen. Je ungläubiger je gewiſſenloſer, je gläubiger je gewiſſenhafter. Das iſt die ewige Regel in der Geſchichte des menſchlichen Herzens und damit wir ſehen, daß ſie heut zu Tage mehr als je Anwendung finde, wollen wir nur einen kurzen Blick werfen auf das öffentliche Gewiſſen in unſerm preußiſchen Vaterlande, denn ihn weiter auszudehnen, verbietet der begränzte Umfang dieſer Blätter:

Nachdem der König ſeiner frivolen Hauptſtadt am Morgen des 18ten März jedes Zugeſtändniß gemacht hatte, beginnt letztere an demſelben Abend dennoch die verderbliche Revolution, erklärt den Pallaſt des braven Prinzen von Preußen zur ſchuldigen Dankbarkeit für Nationaleigenthum, mißhandelt bald darauf die Deputirten, ſtürmt das Zeughaus u. ſ. w. u. ſ. w., inzwiſchen diejenigen, welche durch ihre Bildung und durch ihre Stellung im Staate ein zarteres und wacheres Gewiſſen hätten bekunden ſollen, es möglichſt noch ärger machten. z. B. Miniſter, Staatsanwalte, Deputirte ꝛc. Ich bemerke nur, um nicht zu ausführlich zu werden Folgendes: Während die radicale Preſſe mit dem glücklichſten Erfolge den Pöbel aller Orten aufſtachelte, nur ſeines *Gleichen* zur conſtituirenden Verſammlung zu erwählen, ja im Regierungsbezirke Cöslin, glaubwürdigen Verſicherungen zufolge, mit dem Namen aller Miniſter verſehene Placate, voll der unſinnigſten Verheißungen ausſtreuen ließ, hatte das eingeſchüchterte Miniſterium Camphauſen, durch die Erlaſſung jenes unglücklichen, aller Civiliſation hohnſprechenden Wahlgeſetzes, ſich nicht minder als gewiſſenlos dargeſtellt. Indeß hatte es doch

noch soviel Gewissen, die Revolution vom 18 — 19ten März nicht anerkennen zu wollen, wogegen das ihm nachfolgende Ministerium Auerswald auch über diesen Scrupel sich hinwegsetzte und keck das Unrecht für Recht erklärte, unter lautem Bravo der anwesenden Deputirten.

Was soll ich nun gar sagen von der Berliner Rinnstein-Presse, die man kennen muß, wie ich, um es zu glauben: daß sie jedes Recht, jede Pflicht, jeden Gehorsam, jede Sittlichkeit, kurz jede göttliche und menschliche Ordnung auf das allergewissenloseste mit Füßen tritt, und den Pöbel, der sich immerdar um sie versammelt hält, zu einem politischen Fanatismus reizt, von dessen Folgen gar kein Ende abzusehen ist. — Ist also die Gewissensfreiheit unserer Zeit, welche Unrecht für Recht und Recht für Unrecht erklärt, in der That nicht ein Freisein vom Gewissen, wie ich sie oben definirte, und sollte jedem Menschenfreunde nicht das Herz bis zum Tode bluten, wenn er gewahr wird, daß auch Vernunft und Gewissen der Besseren tagtäglich immer mehr von den sophistischen Netzen der heimlichen Wühler umgarnt wird, daß die allgemeine Ideenverwirrung schon einem endemischen Wahnsinn gleicht, und das Freiheitsfieber sich in alle Schichten der Gesellschaft verbreitet hat? — Wir betrachten darum das dritte Stichwort unserer Zeit:

die politische Freiheit.

Laß Dich zuvörderst lieber Leser folgende kurze Einleitung nicht verdrießen.

Alle Religionen auf Erden, welche waren und sind, die christliche nicht ausgenommen, haben folgende übereinstimmende Lehren, die man die Urdogmen der gesammten Menschheit nennen und, wie auch Einige versucht haben, auf eine, aller Geschichte vorausgegangene, allgemeine Uroffenbarung beziehen könnte:

1. es giebt gute Geister,
2. es giebt böse Geister,
3. die Geister müssen geehrt und versöhnt oder gefürchtet werden, denn sie haben einen Einfluß auf unsere Schicksale,

4. es giebt eine Unsterblichkeit, die für den guten Menschen heilbringend, für den bösen unheilbringend ist.

Wir haben es hier der Kürze halber nur mit dem dritten Punkte zu thun, wonach die gesammte Menschheit auf Erden glaubt und jederzeit geglaubt hat, daß die übersinnliche Welt, wie sie sich dieselbe auch denken möge, einen Einfluß auf ihre Schicksale habe.

Wo aber, wie bei so vielen unserer Zeitgenossen, dieser Glaube aufgehört hat, da tritt die Unmöglichkeit ein, solche Menschen zu regieren. Der Fetischdiener selbst kann noch regiert werden, denn er knüpft noch mit dem Christen seine Schicksale an eine höhere Macht, die er eben seinem Fetisch zutraut, und wenn er diesen auch prügelt, mit Füßen tritt oder verbrennt, gleichviel, sein Zornfeuer erlischt; er hofft von einem neuen Fetisch ein günstigeres Geschick. —

Bei welchen Menschen aber jener Urglaube an eine höhere Leitung unserer Schicksale aufgehört hat, oder wo, wie ich sie nannte die Vieh — Philosophie, als Folge des rein thierischen Genußlebens eingerissen ist, da wird und muß sich, ganz consequent und durch die Geschichte bestätigt, das ganze Augenmerk derselben nur auf die irdische Leitung ihrer Schicksale d. i. auf die Form ihrer Regierung lenken und jedes Unglück, was ihnen zustößt, werden sie, außer etwa dem Zufall, nur einzig und allein dieser zuschreiben. Dies werden wir, abgesehen von den alten Staaten, deren Fall nach dem einstimmigen Urtheil von Livius und Lactantius einzig dem immer mächtiger werdenden Unglauben zur Last fiel, besonders an dem unglückseligen Frankreich gewahr. Als die sensualistische Philosophie mit dem christlichen jeden andern Glauben fortraisonnirt und lächerlich gemacht hatte, suchte man alles Heil in dem besten Staat, und meinte diesen in einer Republik zu finden. Ja, da die sophistischen Schälke von den Zeiten des Griechen Democritus bis auf den Engelländer Hobbes gelehrt hatten: die Welt würde erst glücklich, wenn sie gar keine Religion mehr hätte (bekannt-

lich auch heut zu Tage wieder das Schiboleth unſerer radicalen Wühler) ſo ſchaffte man mit dem Chriſtenthum jede andere Religion ab, betete die Vernunft unter der Geſtalt einer Hure an, und trieb nun unter dem Panier der Freiheit, Gleichheit und allgemeinen Brüderſchaft die Selbſtzerfleiſchung in einer ſo entſetzlichen, bei keinem Volk der Erde, ſoweit die Geſchichte reicht, angewachſenen Größe der Verruchtheit, daß ſich ſelbſt das dürſtige Blutungeheuer Robespierre nach Jahr und Tag genöthigt ſah, wieder zu dekretiren: „es iſt ein Gott!" Aber der Glaube kehrt nicht durch Decrete zurück, (was man leider auch in unſerer Zeit ſo oft vergeſſen) und weder durch die Decrete Robespierre's noch des ſpäteren Napoleon, der es ſich übrigens und mit Recht als hohes Verdienſt anrechnete, das Chriſtenthum wieder in Frankreich eingeführt zu haben, könnte er zurückgerufen werden.

Denn die Preßfreiheit, wie ſehr er ſie zu beſchränken ſuchte, fuhr fort und hat fortgefahren, bis auf dieſe Stunde, wo ſie, o Wunder! zum erſten Male mehr als je, in dem freien Frankreich unterdrückt worden, das Volk unter dem Regiment der Vieh-Philoſophie zu halten, eine Staatsform nach der andern zu tadeln, bis aus einer Revolution nach kurzer Zeit immer wieder die andere hervorging, da man mit keiner einzigen jener fünfzehn verſchiedenen Verfaſſungen zufrieden war, welche dies unglückſeligſte Volk der Erde ſeit 60 Jahren ſich ſelbſt gegeben und beſchworen hat; ſo daß jetzt gar keine irgend gedenkbare mehr übrig bleibt, die es nicht ſchon gehabt und wieder verworfen hätte.

Warum? weil es, wie Thiers auch neuerdings öffentlich mit andern Worten ausgeſprochen, keine Religion mehr hat *). Darum ſucht es das Heil da, wo es nimmer zu finden, im Staate.

*) Um die verruchten Lehren eines Helvetius, Mirabaud u. ſ. w. ſoviel als möglich allgemein zu machen, faßte Volney in ſeinem Catechisme du citoyen alle Fäden der ſenſualiſtiſchen Philoſophie in einem Knoten zuſammen, indem er unter andern lehrte: „der höchſte Grundſatz iſt der, ſich zu erhalten, und um dieſes Zweckes willen Alles zu verſuchen. Tugenden ſind die, für die Erhaltung wirkſamen Handlungsweiſen, Laſter die, für dieſelben nachtheiligen. Dies gilt

Jede Staatsform, die monarchiſche, die conſtitutionelle, die republikaniſche ꝛc. hat aber ihre Unvollkommenheiten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ſie von unvollkommenen Menſchen herrührt. Seit den Zeiten des Pythagoras und Platon, alſo ſeit faſt drittehalb tauſend Jahren, haben unſere Weiſen das Ideal eines Staates geſucht, aber es nicht finden können. Am wenigſten werden die heutigen Franzoſen, welche in dieſem Augenblick in ihrer Kammer geiſtloſere Menſchen, als je, gerade wie wir in Berlin haben, es zu finden im Stande ſein, und darum nach kurzer Zeit abermals revoltiren, ja revoltiren müſſen.

Traun, dieſes unglückſelige Volk bietet zum erſten Mal in der Geſchichte das Beiſpiel eines ſolchen dar, welches gar nicht mehr regiert werden kann. Es iſt vor lauter Humanität kanibaliſcher geworden, als die Menſchenfreſſer am Nutka-Sunde und das große Wort des Cicero recht bei ihm in Erfüllung gegangen: „wo die Religion (pietas adverſus deos) vernichtet iſt, da muß nach meiner Überzeugung auch Treue und Glauben und geſelliger Verein und die Krone aller Tugenden, die Gerechtigkeit verſchwinden. Und iſt das alles dahin, ſo hat das Leben keinen Haltpunkt mehr und alle Ordnung iſt aufgelöſt *)."

Fürwahr, gerade ſo war es und ſo iſt es in dem unglückſeligen Frankreich. Sein Zuſtand beim Beginn der erſten Revolution, war ein goldener gegen den, beim Beginn der letztern. Damals nur in den Häuptern, jetzt in Haupt und Gliedern verderbt, kann ihm nach menſchlichem Dafürhalten nichts mehr übrig bleiben, als daß es fortfährt ſich in unmenſchlicher Wuth zu zerfleiſchen (wozu die beſten Ausſichten vorhanden ſind) bis wieder ein wilder Eroberer auftritt und das Abſchlachten nur

---

von den moraliſchen, den häuslichen, den geſellſchaftlichen und politiſchen Tugenden." (Vergl oben die Lehren des Herrn Stirner, ſeines großen Geiſtesverwandten.)

So Volney, und dieſes Buch iſt nach Damiron in den Händen faſt aller Franzoſen. Essai sur l'histoire de la philosophie en France au 19 siecle I. p. 134. ff.

*) De natura deor. I, 2.

in der Weiſe ändert: daß er es, ſtatt in Frankreich ſelbſt, in allen Ländern der Erde, beſonders in dem ſo bequem gelegenen Deutſchland veranſtaltet, und bei der Gelegenheit auch uns wieder ein paar mal hundert tauſend Mann zur heilſamen Abkühlung unſers Franzoſenfiebers todt ſchlägt. Hiezu kommt die wachſende Schuldenlaſt dieſes unglückſeligen Volkes, oder wie es ſich lieber nennen hört: der großen Nation. Darf man Humanns Commiſſionsbericht vom 3. Februar 1832 über das Budget jenes Jahres trauen, ſo belief ſich beim Sturz des Kaiſerreichs die conſolidirte Schuld an nominalem Capital auf 1,266,152,740 Fr.
Vom 1. April 1814 bis zum 31. Decbr. 1830 war ſie um ..... 3,927,058,916 Fr.
vermehrt worden;
Seit 1830 bis 1847 incl. der Anleihe von 250 Millionen welche der großmüthige Rothſchild verheißen, um ..... 910,000,000 Fr.
Summa 6103,211,656 Fr.

Ob hierzu noch die circa 5 Tauſend Millionen Schulden kommen, welche beim Ausbruch der Revolution von 1789 vorhanden waren, weiß ich nicht mit Beſtimmtheit anzugeben. *) Gewiſſer ſcheint es jedoch zu ſein, daß nach öffentlichen Blättern durch das plötzliche Sinken aller Papiere, die Staatsſchuld ſeit der Februar-Revolution dieſes Jahres wieder um mehrere tauſend Millionen angewachſen iſt **) und mithin die große Nation ſich auch in finanzieller Beziehung im reißenden Fortſchritt zu der beſten aller Staatsverfaſſungen nämlich der, der Hottentotten und Nutka-Indianer befindet, wo man kein Geld kennt, ſondern be-

*) Man ſehe: Geſchichte unſerer Zeit von Menzel Thl. I. S. 81 — 83 verglichen mit: Converſations-Lexicon der neueſten Lit. Art. Frankreich, ſeit dem Jahre 1829, und Beilage zur Berliner Zeitungshalle vom 10. Nov. 1847. No. 269.

**) Dagegen war, (ach, ich ſage wahr!) unſere preußiſche Finanzlage eine der beſten der Erde, und wie ſehr Herr Hanſemann ſie auf dem vereinigten Landtage angriff, hat er ihr ſpäter doch müſſen volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und öffentlich erklären: daß er durch falſche Gerüchte verleitet worden ſei.

kanntlich ſich allein mit Tauſchhandel behilft. Denn die 45 pro Cent Abgaben, welche jetzt der freie franzöſiſche Bürger geben ſoll, werden unmöglich zu erſchwingen ſein, und mit jeder neuen Revolution werden Verderben, Entſetzen und Verzweiflung zunehmen, bis ſie jedes Maaß überſchritten, was je auf Erden einem Volke der alten, wie der neuen Zeit zu Theil geworden. Nichts, gar nichts, kein Sonnenſtäubchen Vortheil, als der ſataniſche Vortheil, klug zu reden und Alles was Menſchen je hoch und heilig nannten, ungeſtraft zu verſpotten und zu verhöhnen, iſt der großen Nation für alle dieſe Opfer ihrer 60jährigen Revolution erwachſen!

Und ſeht, das iſt die politiſche Freiheit, zu welcher man unſerm armen deutſchen Vaterlande auch verhelfen will! Sagt nicht: wir Deutſchen ſind beſſer. Dummer ſind wir nur als die Franzoſen, was wir dadurch ſelbſt am beſten zu Tage legen, daß wir ihnen alles nachäffen und von jeher Alles nachgeäfft haben; beſſer ſind wir um kein Haar! Wir ſind durch unſere unſinnigen Theorien das Geſpötte aller civiliſirten Völker geworden, und ſchon ſeit lange nennt man in Amerika einen recht großmäuligen, dummen Teufel von Kerl: „an Dutsk“. Was wird man jetzt über uns urtheilen, über unſere Komödie in Frankfurt, über unſere Tragödie in Berlin? Die deutſchen Zeitungsſchreiber vorenthalten uns in der Regel klüglich derlei Urtheile, wie wahr ſie an und für ſich ſein mögen und nur das der Britannia iſt von einigen mitgetheilt, welches alſo lautet:

„Einfältig und ungeſchickt von Natur, gleicht der Deutſche als Politiker dem Büffel, der Seiltänzer wird; jetzt will er die vagen Theorien, mit denen er ſo lange Papier beklext hat, verwirklichen ꝛc.“ *)

Aber, wird man ſagen, biſt du denn geradehin ein Feind der neuen politiſchen Freiheit? Zeigt nicht gerade England, auf

*) Eben ſo urtheilte ſchon Luther in ſeiner derben Weiſe: „Die Teutſchen ſeind und bleiben Teutſche, das iſt, Säue und unvernünftige Beſtien“.

das du dich berufſt, wie groß unter ihren Flügeln ein Volk zu werden vermag?

O dies ewige Berufen auf England, oder gar auf Amerika, es iſt allen Verſtändigen längſt zum Eckel geworden, nur nicht unſern ſeichten Tagesſchriftſtellern! In England iſt außer einer größeren Religioſität gerade das, was ihr in eurer neidiſchen Dummheit theils ſchon zerſtört habt, theils ganz zu zerſtören trachet, das bindende Element des Staatskörpers, nämlich der reiche Adel des Landes*); in Amerika ſind's die unermeßlichen Räume, in welche ſich das Volk verläuft, wie ein Sack voll ſchreiender Ferkel in einer großen Scheune, abgeſehen von dem National-Charakter beider Völker, welcher dem unſrigen ſo ſchnurſtraks entgegen iſt; ja bei uns ſelbſt auch wieder ein anderer im nördlichen, ein anderer im ſüdlichen Deutſchland, weil in erſterem

*) Hier eine Anmerkung zur Ehre des Adels, die ich um ſo freimüthiger und ungezwungener gebe und geben kann, da ich ſelbſt kein Edelmann bin. Wie es in allen Naturreichen Uebergänge giebt und ſelbſt in der geiſtigen Welt Uebergänge vom Genius, zu dem verdienten Schriftſteller und von dieſem zu dem ſeichten Tagesſcribler hinab, ſo bildet der Adel den natürlichen Uebergang von den Fürſten zum Volke. Und wenn man hiegegen etwa einwenden wollte, daß Bilder nichts beweiſen, ſo zeigt nichts mehr die Nothwendigkeit des Adels als die allgemeine Praxis ſämmtlicher Völker der Erde, mit alleiniger Ausnahme der Türken. Denn der Adel iſt und war vom Beginne der Geſchichte entweder mit der Hierarchie verbunden, wie auch jetzt gewiſſermaßen noch in dem hochkirchlichen England, wo die Biſchöfe größtentheils die nachgebornen Söhne deſſelben ſind, oder er ſtand abgelöſt von der Hierarchie da, wie jetzt größtentheils in Deutſchland und in andern Ländern. Er kam vor in den alten Monarchien wie in den alten Republiken, und erſcheint ſelbſt bei den Wilden noch in der geehrten Häuptlingsform. Ebenſo hat es überall und zu allen Zeiten Prieſter gegeben, die man jetzt gleichfalls mit dem Adel vertilgen will. Darum gilt von dieſen Inſtituten der geſammten Menſchheit auf Erden vollkommen das, was Auguſtinus vom Glauben ſagt. was immer, was überall und was von Allen als nothwendig anerkannt iſt, das wird mit Recht als nothwendig anerkannt. Ein Mehreres über den Adel ſpäterhin.

das germaniſche Blut mit ſlaviſchem, in letzterem mit romaniſchem ſeit undenklichen Zeiten gemiſcht iſt; daher auch Deutſchland auf die Länge ſo wenig unter ſich einig werden dürfte, als die deutſchen Philoſophen oder die hamburgiſchen Fiſchweiber. Am wenigſten wird dieſe Einheit durch die conſtitutionelle Form der Staatsverfaſſung zu Stande kommen, der jetzt mit „großem Applaus überall gehuldigt wird.“

Schon der große römiſche Geſchichtſchreiber Tacitus fällt über ſie ein ungünſtiges Urtheil indem er (33,878) ſagt: „alle Nationen und Städte werden entweder vom Volke oder den Vornehmſten, oder von einem Einzigen regiert. Ein Staat, wo das Beſte von jeder dieſer drei Regierungsformen vereinigt erſcheint (alſo nach unſerer Redeweiſe ein konſtitutioneller Staat) iſt leichter anzupreiſen, als hervorzubringen und kann, wenn er auch einmal zur Wirklichkeit kommt, von keiner Dauer ſein.“

Wie wahr er geſprochen, zeigt uns die neuere Geſchichte Frankreichs und wird wahrſcheinlich dereinſt auch die Geſchichte aller konſtitutionellen Staaten zeigen. Denn das, wodurch Louis Philipp inſonderheit fiel, war die Corruption, welche ſtets und beſtändig in einen konſtitutionellen Staat, und mit Rieſenſchritten auch in den unſrigen einreißen muß, ſeit wir angefangen haben, unſre dreitägigen Miniſter aus den Volksvertretern zu wählen. Denn welcher ehrgeizige, nur einigermaßen unterrichtete Gutsbeſitzer, Aſſeſſor, Bürgermeiſter, Krämer ꝛc. ſetzt für die Zukunft nicht den letzten Groſchen, ja Kopf und Kragen daran, zum Deputirten gewählt zu werden, da es ſo fabelhaft leicht geworden, ein großer Herr zu werden und den Titel „Excellenz“ zu erſchnappen.! —

Er darf ja nur ein großes Maul haben und das jedesmalige Wehen der Volksluft beobachten; ſo iſt's geſchehen!

Was ſoll das Staatsoberhaupt dagegen machen? Es bleibt ihm kein anderes Mittel übrig, als Louis Philipp, nämlich: die Deputirtenwahlen durch Beſtechung zu leiten oder leiten zu laſſen. Denn was kann ſonſt dem bellenden Plebs das Maul ſtopfen und jenem die Majorität der Stimmen ſichern? Der-

nunft, Gewiſſen, Vaterlandsliebe? Ach von dem Allen hat ſie kein Fünkchen mehr; Orden? die ſind auch ſchon abgenutzte Waare; mithin bleibt nichts mehr übrig, als der einzige Gott, den die Welt noch anbetet, — das Geld. Das wird denn aber wie in Frankreich ſo lange gehen, als es kann, und endlich eintreffen, was der große Römer geweiſſagt hat. *)

Gut, ſprichſt du, darum lobe ich mir auch die Republik; Deutſchland muß eine große ſtarke Republik werden, wie Nordamerika. Gegen dieſe Tollheit hat ſich denn doch die öffentliche Stimmung unſers Volkes ſchon ſo laut und entſchieden ausgeſprochen: daß nur bartloſe Studenten, Handwerksburſchen, Handlungsdiener, Kammergerichtsaſſeſſoren und die Elendeſten des literariſchen Tagespöbels, kurz Leute, ohne Lebenserfahrung, und die Nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen haben, ihr anhängen, und darum kann ich mich hier auch kürzer faſſen.

Die Geſchichte, auf die wir immer zurückgehen müſſen, zeigt uns auf das deutlichſte: daß Republiken nur unter unverdorbenen und in ihrer Weiſe religiöſen Völkern blühen und gedeihen könnten. Sobald ſie aber verderbt wurden und von ihrem alten Glauben abließen, ſanken ſie unrettbar dahin, wie Griechenland und Rom.

Wir wollens nun umgekehrt machen: ſo lange wir fromm und unverderbt waren, genügten uns unſere Fürſten, nun, da wir gottlos und verderbt geworden, wünſchen wir die Republik. Mir kommts vor, als ob ein Menſch, dem Verſcheiden nahe, Speck und Brod genießen wollte, um ſich durch dieſe Arzenei zu heilen. Sie würde ſeinen ſichern Tod und vielleicht unter den gewaltſamſten Convulſionen herbeiführen; ſo die Republik ſichern Untergang unſeres Vaterlandes unter den furchtbarſten Kämpfen, vielleicht mit gänzlicher Vernichtung aller Sitte und Cultur. Denket, o denket doch an die ehrgeizigen Kämpfe

*) Selbſt England, trotz ſeiner vermittelnden Ariſtokratie, dürfte heut oder morgen das gleiche Loos treffen, denn die Beſtechung iſt dort bei den Wahlen bekanntlich dieſelbe.

der Herrn Oribe, Rosas, und wie die Kerle weiter heißen, im südlichen Amerika.*)

Ja wäre der Mensch so beschaffen, wie die pädagogische Klicke eines Kampe, Basedow, Rochlitz u. s. w. am Ende des vorigen Jahrhunderts ihn uns nach Rousseau schilderte, und tausende insonderheit beim Champagnerglase, trotz allen Erfahrungen des Gegentheils ihn sich noch immer träumen, — wäre der Mensch wirklich ein unverderbener Engel, bei dem man nur die gehörigen Erziehungsmittel anzuwenden brauchte, um ihn zu einem Ausbund von Tugend, Verstand und Kenntniß zu machen; dann meine Freunde, wollte ich heute noch für die Republik stimmen; dann wollten wir noch heute allen unseren Fürsten den Abschied geben, unsern Adel verbürgern, unsere Priester verjagen und unsere Advokaten aufhängen. Da aber kein vernünftiger Mensch, und insonderheit Niemand, welcher den moralischen Fortschritt unserer Zeit beobachtet hat, solchen Romanideen mehr Glauben schenken kann und wird, sondern sich gestehen muß, daß es wörtlich wahr ist, was Gott beim Moses sagt: (1 Buch 8, 21) „das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf," kurz, daß es wörtlich wahr ist, was die Kirche aller zu Recht bestandenen Confessionen jederzeit lehrte von einer Erbsünde der menschlichen Natur, die aus dem Centrum der Selbstsucht in tausendfachen Radien ausläuft: so thun wir besser, wenn wir klüglich Fürsten, Adel, Priester und Advokaten behalten, denn sind sie ein Uebel, so sind sie ein weit geringeres, als das radical-republikanische, dem die Narren entgegensehnen, weil sie n'e begreifen lernen: daß zwar die menschlichen Ansichten sich im Laufe der Zeiten ändern, aber nie und nimmer die menschlichen Leidenschaften und der Ehrgeizige, der Grausame, der Wollüstige ꝛc. noch immer so handelt als vor zwei- und dreitausend Jahren, welche zärt-

*) Sehr wahr sagt daher auch Friedrich der Große: die Republiken haben sich insgesammt aus dem Abgrund der Tyranney auf den Gipfel der Freiheit emporgearbeitet und sind fast insgesammt wieder in Sclaverei zurück gestürzt. Antimachiavelli S. 57 der deutschen Übersetzung von 1782. Er hätte noch hinzufügen können: daß sie sämmtlich nur so lange bestanden, als sie die Waffen trugen; mit dem Aufhören ihrer Kriege aber auch jederzeit das Aufhören ihrer Existenz verbunden war.

lichen Liebesverſicherungen des Augenblicks er uns auch im hellen Gläſerklange des Zweckeſſens geben mag. Hat er noch Zügel und Zaum, d. h. Glaube und Gewiſſen, ſo bändigt er mehr oder minder, um mit Plato zu reden, das wilde Roß ſeines Herzens; hat er beide verloren, wie in unſerer Zeit, ſo ſtürmt es mit ihm unaufhaltbar dahin. — Jetzt kommen wir zu dem dritten Wörtchen,

Preßfreiheit.

nach welchem wir ſo lange geſchrieen, wie die ungezogenen Kinder nach dem blanken Meſſer, bis der ſchwache Vater, der Zeitgeiſt, es uns gegeben hat. Ich bin ſeit 24 Jahren Schriftſteller und ſeit dieſer Zeit iſt mir von der Cenſur nur eine einzige Stelle über den lächerlichen Hochmuth eines, auch damals ſchon verſtorbenen pommerſchen Edelmanns geſtrichen worden, wodurch ich bei der Cenſurbehörde irrthümlich als Feind des Adels in Verdacht kam, da ich doch im Gegentheil ſein größter Freund bin, ohne freilich alle Schwächen unſerer blaſirten Junker entſchuldigen oder gar in Schutz nehmen zu wollen. Alſo, während dieſer langen Zeit iſt mir nur eine einzige Stelle geſtrichen und ich käme darum in die größte Verlegenheit, wenn ich über den Nutzen der Preßfreiheit ſprechen ſollte.

Er könnte nach meinem Dafürhalten nur darin beſtehen: die höchſten Ideen des menſchlichen Geiſtes, nämlich die, des Guten, Wahren und Schönen, möglichſt zu entwickeln, zur Anſchauung zu bringen und zu verallgemeinern. Aber das iſt nie verboten geweſen, ſelbſt in Rußland und der Türkei nicht. Was verlangt man denn ſonſt noch von der Preßfreiheit? Es bleibt nichts anderes übrig, als die Erlaubniß, auch die niedrigſten Ideen des menſchlichen Geiſtes, nämlich die, des Schlechten, des Unwahren und Unſchönen öffentlich entwickeln, veranſchaulichen, und verallgemeinern zu dürfen. Dieſe Erlaubniß iſt bis jetzt unſere ſüßeſte Errungenſchaft, und wer nur irgend das dämoniſche Treiben des Zeitgeiſtes ſeit den letzten Monaten beobachtet hat, der muß mir beiſtimmen, daß er redlich ſein ſchauerliches Ziel verfolgt. Die Lüge, der freche Atheismus, die Verhöhnung aller Sitte, die Verläumdung aller

Wohldenkenden, die Anpreisung des Niederträchtigen und Gemeinen, und die blöde Unwissenheit haben, so lange die Geschichte reicht, niemals so frech und ungescheut sich gespreizt und hervorgewagt, als jetzt. Ist das ein Nutzen, und glaubt ihr das arme Volk, welches sich täglich und stündlich in Berlin, Wien u. s. w. um jenen, mit keinem Fluch genug zu brandmarkenden Unflat der modernen Schand- und Schuldpresse versammelt, durch Kenntniß, Grundsätze und Bildung befähigt genug, das Recht vom Unrecht zu unterscheiden? — Aber, sagt ihr, einen unverkennbaren Vortheil muß man doch der Preßfreiheit zugestehen, nämlich den: daß sie die Mißgriffe und Mißbräuche der Gewalt öffentlich angreifen und tadeln darf. Welch ein Vortheil kann dadurch dem öffentlichen Wohl erwachsen! — Gut, ihr vergesset dabei nur zweierlei, erstens: ob gerade das, was jedem schriftstellernden Schöps als Mißgriff der Gewalt erscheint, nicht in der That ein Akt der Weisheit und Gerechtigkeit sei? und dann vor allen Dingen: daß gekränkte Eitelkeit, Haß, Rache, Eigennutz ꝛc. auch den edelsten Mann, das verdienteste Institut um Ehre und Reputation in den Augen der urtheilslosen Menge zu bringen vermögen, zumal wenn der Angreifer ein Held des Tages, ein sogenannter Vertrauensmann bei dem hungrigen Lesepöbel ist. Vertheidigungen von Seiten des Angegriffenen helfen wenig, ja sind oft, wie bei hohen Staatsbeamten, auch bei dem besten Willen nicht zu führen, wenn die Vertheidigung nicht ein Buch werden soll, das Niemand liest. Ebenso wenig nützt die gerichtliche Klage. Denn abgesehen davon, daß ich Jemand um Ehre und Ruf bringen kann, ohne mich dessen gegen ihn schuldig zu machen, was das Gesetz eine Injurie nennt, wird selbst der glänzendste Ausgang des Prozesses die Sache Hunderten noch immer zweifelhaft erscheinen lassen. Ein Gleichniß wird uns dies noch deutlicher machen: der junge N. stellte der liebenswürdigen Frau seines Freundes nach. Sie giebt ihm wiederholten Abschlag, bis N. von Haß und Rache gestachelt, sich laut und schamlos jeder von ihr genossenen Gunstbezeugung rühmt. Der Ehemann, von der Tugend seiner Frau überzeugt, verklagt den

falſchen Freund, welcher auch wirklich ihm und ſeiner Frau jede mögliche geſetzliche Genugthuung geben muß. Was hat er aber dadurch gewonnen? Tauſende, Männer wie Weiber, werden trotz dem glauben, die Sache ſei zweifelhaft, weil verderbte Menſchen ihren Nächſten ſtets nach ſich ſelbſt beurtheilen und den Grad ihrer eigenen ſittlichen Schwäche auch auf jeden andern übertragen. So wahr iſts, was die Alten ſagten: calumniare audacter, semper aliquid haeret „läſtere nur mit frecher Stirne, es bleibt immer Etwas hängen. Dieſem ganz ähnlich, hat die freie Preſſe ſeit Kurzem mit mehreren hohen Staatsbeamten z. B. mit dem hochverdienten Rother verfahren. Man klagte ihn an, den Staat, ich meine um dreizehn Millionen übervortheilt zu haben. Er vertheidigt ſich und macht bekannt, daß ſein Vermögen nur etwa in 40 Tauſend Thalern beſtehe. Hat man ihm allgemein geglaubt und wird man ihm glauben? — Und gleich ihm wird es allen verdienten Männern ergehen, die in unſerm conſtitutionellen Staat an das Ruder der Verwaltung treten; ja, je verdienter ſie ſind, je mehr ſie Anmaßung, Ehrgeiz, Eigennutz ꝛc. von ſich abweiſen, deſto mehr wird die freie Preſſe dahin trachten, ihnen das Ruder zu entreißen, bis der dumme, aufgehetzte Pöbel ſich unter ihren Fenſtern ſammelt, ihre Häuſer demolirt und „abdanken, abdanken" ſchreit.

O unbeſchreiblich thörigte Zeit! wenn mich Jemand auf die Wange oder den Arm ſchlägt, ſo iſt jedermann entrüſtet über das himmelſchreiende Unrecht, was mir widerfahren, da der kurze Schmerz doch Niemand betroffen, als dieſen elenden Leib, der vielleicht ſchon morgen die Speiſe der Würmer iſt; wenn mir aber jemand meine Seele verwundet und mir meine Ehre nimmt, ſo finde ich heut zu Tage höchſtens ein Achſelzucken des Mitleids. Ferner: tritt Jemand in eine Geſellſchaft und kränkt mich mit dem lebendigen Laut, mit dem Wort, das doch augenblicklich wieder verwehet und das nur Wenige hören, ſo hält man dies für eine außerordentliche Beleidigung, kränkt er mich dagegen öffentlich mit dem verſteinerten Wort, mit dem lauten Munde der Preſſe, das Tauſende hören und das

ewig bleibt, ſo iſt dies ein Gegenſtand der kaum in Betrachtung kommt.

Ja Alles, Alles darf man heut zu Tage an uns mißhandeln, nur nicht den Leib. Aus Ehrfurcht gegen den Leib haben wir nicht blos die Todes-, ſondern ſogar die Prügelſtrafe aufgehoben, und die Majeſtät unſeres ſouverainen Volkes ſcheint nur allein im Rindfleiſch zu ſtecken!

Fortſchritt.

Ich leugne ihn ſeit den neueſten Ereigniſſen gänzlich und bin der Meinung: daß wir im gewaltſamſten Rückſchritt zur tiefſten Barbarei begriffen ſind. Darüber ſchüttelt ihr lächelnd den Kopf, denn jeden Tag predigt euch jede Zeitung ohne Ausnahme den Fortſchritt, und ſicher ſtimmt ihr von ganzer Ueberzeugung der folgenden Selbſt-Rezenſion dieſer meiner Schrift bei, welche ich in der Denkweiſe der Herrn Zeitungs-Redakteure hiemit vorläufig entwerfe: Der Dr. Meinhold (hört, hört!) leugnet ſogar den Fortſchritt unſers Jahrhunderts und möchte uns gar gerne wieder in die Zeit des Hexenbrandes und der Teufelsherrſchaft zurückführen. Aber auch der Blindeſte muß ja einſehen, daß z. B. unſere Eiſenbahnen, unſere Dampfſchifffahrt unſere elektriſche Telegraphik und tauſend andere Erfindungen wovon das Zeitalter ſeiner Bernſteinhexe noch nichts wußte, zum Fortſchritt gehören. Traun, man muß entweder ein Pietiſt und Mucker, oder ein Heuchler und Dummkopf oder Alles zuſammen ſein, um ſo corrupte Behauptungen aufzuſtellen, wie Herr Dr. Meinhold.

Ich wette, daß nach dieſer Rezenſion die meiſten meiner Leſer das Büchlein nachdenklich fortlegen und doch nur wenige die ungeheure Begriffsverwirrung durchſchauen werden, welche in dem obigen Satze ſteckt. Denn, nachdem das Studium der ariſtoteliſchen Logik unter uns, ſo zu ſagen aufgehört, ſeit Hegel alles Gedenkbare und Ungedenkbare unter dieſem Begriff zuſammenfaßte, iſt es ſogar, dem Gelehrten, geſchweige dem Gebildeten, deſſen faſt einzige Lektüre Zeitungen und Romane ausmachen, gar ſchwer geworden, die verderblichen Begriffsverwirrungen zu

lösen, welche der dämonische Zeitgeist, in derlei Stichwörtern, wie wir ihrer schon mehrere betrachtet, und wie es auch hier wieder das Wort „Fortschritt" ist, zusammengeleimt und geflickt hat.

Der Satz: „wir sind wegen unserer Eisenbahnen u. s. w. in einem unleugbaren Fortschritte begriffen", wäre nach Aristoteles ein sophisma accidentis, das heißt ein solcher Trugschluß, welcher aus einer zufälligen Wahrheit eine absolute Wahrheit herleitet. Diese und andere Arten der Trugschlüsse, deren der große Grieche sieben *) aufzählt, übten damals die sogenannten Sophisten und verführten dadurch das urtheillose Volk in solchem Grade, daß sie Plato, Aristoteles, Isokrates und andere; Erzbetrüger, Ignoranten, Großsprecher ꝛc. schalten und die Athener sie zum Theil aus dem Lande jagten wie den Protagoras und Diagoras: anstatt wir uns von den unsrigen absichtlich Sand in die Augen streuen lassen, und sie an unsere Universitäten, oder gar in unsere Volksversammlungen berufen! — Betrachten wir darum jetzt das allgemeine Modewörtchen „Fortschritt" durch den logischen Mikroskop etwas näher; so werden wir sogleich sehen, daß der Fortschritt ein Insekt ist, welches wie die Laus sechs Füße hat, oder, um außer dem eklen Bilde zu reden, daß es einen sechsfachen Fortschritt giebt, nämlich:

1) einen religiösen,
2) einen moralischen,
3) einen wissenschaftlichen,
4) einen künstlerischen,
5) einen socialen,
6) einen politischen.

Alle diese Arten des Fortschritts müssen wir erst mehr oder minder betrachten, ehe wir entscheiden können, ob mein Recensat recht hat, oder ich, der ich behauptete: wir gingen mit Riesenschritten der Barbarei entgegen.

---

*) Lib. I. Elench. Cp. IV.

Wie's mit unſerm religiöſen Fortſchritt ſtehe, iſt zum Theil ſchon beſprochen und zeigen aller Orten unſere leeren Kirchen. Und wer etwa den Deutſch-Katholicismus, die Lichtfreundſchaft ꝛc. für einen ſolchen Fortſchritt halten wollte, der darf hoffentlich nur an die geiſtige Armuth ihrer Leiter, wie an die gänzlich indifferente Haltung und in Folge deſſen, an das klägliche Verſtummen dieſer Gemeinden in der neueſten Zeit erinnert werden, um, wenn er ſie bis dahin nicht gehabt, gleichfalls die faſt allgemeine Ueberzeugung zu gewinnen, daß alle dieſe religiöſen Bewegungen urſprünglich keinen andern, als einen politiſchen Zweck hatten. Da nun aber die Religion (ſie ſei welche ſie wolle) jederzeit die Blüthe, die Moral aber die Frucht an dem großen Stammbaum der Völker iſt und es nie und nirgend eine Frucht geben kann, ohne Blüthe, obwohl freilich auch hier wie in der Natur Blüthe ohne Frucht; ſo muß es mit unſerm moraliſchen Fortſchritt nicht beſſer ſtehen, als mit unſerm religiöſen. Hievon zeugen denn auch Allen, die noch Augen haben zu ſehen und Ohren zu hören, genugſam die böſen Zeichen der Zeit. Gottloſigkeit, Verrath, Ehrgeiz, Meineid, Lüge, Hochmuth, Wolluſt, Spielſucht, Soff, Aufruhr, Selbſtmord u. ſ. w. ſehet da die Pilze, welche um den edlen Stamm der deutſchen Eiche, und ſeit wenig Monden mehr denn je, hervorgeſchoſſen ſind und wozu ſich, um uns vollends unglücklich zu machen, noch die Feigheit, das größte politiſche Laſter geſellt, welche Allen, die noch ſprechen und helfen könnten, den Mund verſchließt, und das theure Vaterland erbarmungslos dem Verderben anheimgiebt.

Da nun aber die Geſchichte aller alten Völker, namentlich der Aegypter, Phönicier, Griechen, Römer, Carthaginienſer, Juden ꝛc. auf das Einſtimmigſte bezeugt: daß ihr Untergang jederzeit die Folge ihrer wachſenden Unſittlichkeit war; ſo haben wir von der unſrigen einem Fortſchritt entgegen zu ſehen, wobei uns die Harre zu Berge ſtehen können.

Dagegen war allerdings durch die Munificenz edler deutſcher Fürſten, inſonderheit der Könige von Preußen, bei uns ein reger wiſſenſchaftlicher Fortſchritt ſichtbar. Nicht blos die Königinn

aller Wiſſenſchaften, die Theologie, ſchritt ſeit Schleiermacher bedeutend vor, ſondern auch andere, inſonderheit die Geſchichte und die Naturwiſſenſchaften, waren in dem erfreulichſten Wachsthum begriffen, wenn auch gegentheils unſer künſtleriſche Fortſchritt in den letzten Jahrzehnden nicht hoch anzuſchlagen iſt. Denn außer etwa der Muſe der Malerei, ſind faſt allen übrigen durch die täppiſche Klugrednerei der Zeit Mund und Hand gelähmt, inſonderheit der Poeſie und Muſik.

Indeß kann man auch gewiſſermaßen den gewerblichen Fortſchritt hierher rechnen, und da leidet es denn keinen Zweifel, daß die Inſtitute unſerer Eiſenbahnen, unſerer Dampfſchifffahrt u. ſ. w. ein außerordentlicher Fortſchritt der Zeit ſind, während die eigentlichen Gewerbe, die Landwirthſchaft etwa abgerechnet, durch unſere knechtende Gewerbefreiheit größtentheils im Rückſchritt begriffen ſind, wie mir gewiß jeder Meiſter einräumen wird, der jemals die Leiſtungen einer, wenn ich ſo ſagen darf, ſolideren Vergangenheit, mit denen der Gegenwart verglichen hat.

Und jetzt werdet ihr das obige sophisma accidentis ſchon deutlicher einſehen, liebe Leſer, und an der Infallibilität meines Recenſenten zu zweifeln beginnen, denn wenn ich das Wort „Fortſchritt," das zumal noch eine Metapher iſt, als allgemeinen Begriff hinſtelle, ſo handle ich eben ſo thöricht, als wenn ich den allgemeinen Begriff „Baum" und „Taſche" hinſtelle, und nun ſchließen wollte, ich müßte auf jedem Baume Früchte finden, da ich ſie auf einigen gefunden, und jede Taſche müßte Geld enthalten, da ich es in zwei, drei Taſchen wirklich angetroffen habe. Ueberhaupt haben wir das wohl zu beachten, daß es für uns Menſchen nur einen formellen Fortſchritt zu geben ſcheint, das heißt einen ſolchen, welcher die Form der Dinge anbelangt. Hierin ſind wir ſeit dem Beginn der Geſchichte unendlich vorgerückt, und werden vorrücken, wenn uns nicht wieder, wie leider zu befürchten ſteht, die Nacht der Barbarei begraben ſollte.

Dagegen haben wir ſeit dem Beginn der Geſchichte nicht den geringſten materiellen Fortſchritt gemacht, d. h. ſind nicht

einen Zoll breit in dem vorgerückt, was das Weſen des Dinges ausmacht. Denn was Gott iſt, was wir ſelbſt ſind und ſein werden, was das Leben der Raupe und des Grashalms iſt, wiſſen wir jetzt ſo wenig wie damals, und wenn die Hegelſche Philoſophie nach einem länger als zweitauſendjährigen Cyklus der menſchlichen Vernunft, wieder gerade da angekommen iſt, wo ſie einſt ausging, beim Pantheismus; ſo ſcheint es faſt, als ob alle unſere Bemühungen hierin, ewig eitel ſind und bleiben werden. Nur ein materieller Fortſchritt iſt ſeit dieſer langen Zeit geſchehen, die Offenbarung in Chriſto Jeſu, unſerm Herrn. Da wir ſie aber muthwillig von uns ſtoßen, geſchieht uns ganz recht, wenn wir wieder in die alte Blindheit und Rathloſigkeit der Heiden verſinken. —

Ich komme jetzt zu unſerm ſocialen Fortſchritt, durch welchen der politiſche Fortſchritt ſo nothwendig bedingt wird, und da möchte mir vollends das Herz brechen! Ich kann mich freilich irren; aber nach meinem Dafürhalten iſt der preußiſche Miniſter Stein der hauptſächlichſte Urheber der traurigen ſocialen Zuſtände unſerer Zeit. Er verließ zu keck den hiſtoriſchen Boden, wie es unſere modernen Reformatoren leider auch thun und goß das Kind mit dem Bade fort. Nur ein gutes Geſetz hat er, nach meinem Dafürhalten gegeben: die Aufhebung der Erbunterthänigkeit der Bauern; dagegen durch die neue Städteordnung und durch die zügelloſe Gewerbefreiheit nur namenloſer Jammer und das neue demokratiſche Elend angebahnt iſt. Denn inſonderheit durch die letztere, wie durch die täglich wachſende Zahl der unehelichen Geburten, dieſen beredten Zeugen unſers moraliſchen Fortſchritts, entſtand das große Heer der Proletarier, welches uns in noch größere Gefahren zu ſtürzen droht, als das alte Rom der Sclavenkrieg. Solche Wirkungen hat ein übereiltes Geſetz und wir wollen ſie heut zu Tage alle übereilen.

Doch iſt es befremdend, daß die Regierungen die Gefahr nicht bei Zeiten vorausgeſehen und abgeleitet. Alle unſere Auswanderungen ließen ſie plan- und ſinnlos geſchehen. Sie haben ihre überflüſſigen Unterthanen ausgeſtoßen, wie der Bienenſtock

die Drohnen, weshalb ſich tauſende verflogen haben und zu Waſſer und zu Lande kläglich umgekommen ſind. Ganz anders verfuhren die bedachtſameren Alten, und namentlich die Griechen, welche ihre Auswanderer mit Allem ausrüſteten, was ihnen Noth that, ſich ruhig und ſicher in der Fremde anzuheimen, wie der Mutter den Tochterſtock, und ſie dann erſt mit ihrem Segen entließen. —

Aber die Regierungen habens nicht allein verſchuldet. Unſere Erziehung, welche vielleicht nie ſchlaffer geweſen, ſo lange die Welt ſteht, hat nicht mindern Theil an dieſen traurigen ſocialen Zuſtänden. Während wir den Geiſt der Jugend alle Tage bis zum Erbarmen mit Kenntniſſen aller Art, nicht überladen, ſondern geradehin erſäufen, haben wir doch vor ihrem Körper, wie vor jedem andern Stück Menſchenfleiſch einen ſo großen Reſpect, daß wir das weiſe Wort des Sirach: „wer ſein Kind lieb hat, der hält es ſtets unter der Ruthe“ längſt als die größte Barbarei verſpottet haben.

Daher ſpielen die Herren Jungen denn auch nicht blos zur ſchuldigen Dankbarkeit ihren Aeltern auf der Naſe, ſondern ſogar Königen und Fürſten. Ja unter dem ſchwachen Pillersdorf war Wien bekanntlich eine Zeit lang gänzlich in den Händen der Studenten, und daß die Berliner den Wienern rühmlichſt nacheifern, wiſſen wir Alle. Welch ein Thor war alſo Plato, der es (ich meine im Gorgias) als eins der trefflichſten Geſetze der Lacedaemonier und der Kreter preiſt, daß ſie den Jünglingen abſolut unterſagten, nachzuforſchen, ob die Geſetze des Staates gut oder böſe wären. Fortſchritt, unermeßlicher Fortſchritt! Unſere Jünglinge unterſuchen nicht blos die Geſetze des Staates, nein, ſondern geben ſogar ſchon neue und unſere Miniſter und Staatsanwalte beſchützen und behänſeln ſie. Wie lange wills währen, ſo ſchreiten wir noch weiter fort und berufen unſere 12jährigen Knaben ein, um uns die beſte Verfaſſung zu diktiren, denn da ſie noch rein und unverdorben ſind wie die lieben Engel, auch ſich in den Barrikadenſchlachten qua Straßenjungen unſterbliche Verdienſte um unſere „Errungenſchaften“ erworben, müſſen ſie natürlich auch heller blicken, als wir Alten,

die wir die ſittliche Verblendung der Zeit mehr oder minder theilen und das Herz nicht mehr in der Weſte, ſondern in den Hoſen haben! —

Und was ſoll ich von unſeren Ehen ſagen, was von unſerer allgemeinen Volksbewaffnung, welche ſyſtematiſch dem Müßiggange, der Faulheit, der Großſprecherei, der immer größer werdenden Verarmung und der daraus erwachſenden Verzweiflung, der Völlerei und jedem anderen moraliſchen Fortſchritt bis zu Mord und Todtſchlag, alle Thüren öffnet; was von unſeren Aſſoziationen, von unſeren politiſchen Clubbs, wo das große Maul ſonſt die höchſte Eigenſchaft des freien, ſouverainen Bürgers iſt; von unſerer politiſchen Bildung, die darin beſteht 6, 7 Zeitungen und Journale zu leſen; von dem literariſchen Fortſchritt aller Claſſen, ſelbſt unſerer Schuſter- und Schneidergeſellen, die mit einem Mal zu großen Geiſtern, zu verdienten Schriftſtellern geworden ſind und ihren ungeſalzenen Senf, wie die Fliegen ihren Unrath, auf jedes weiße Blatt Papier auslaſſen? — — —

Und um unſer Uebel zu mehren, bringen wir nun noch auf Geſchworen-Gerichte. Es iſt wahr, unſere Juſtiz war herzlich ſchlecht. Fortwährend in dem Reifrock des vorigen Jahrhunderts und auf den hohen Abſätzen des Hochmuths einherſchreitend, dabei ſtets unverſtändliche lateiniſche Vocabeln um ſich werfend, wie ein Dorfbarbier, glich ſie einem ſchwachen Mütterchen, das jedes Verbrechen, den Diebſtahl ausgenommen, entſchuldigt, und herzlich froh iſt, wenn Alles in Ruhe abgeht, und ſie ihren Aktenfaden nur weiter ſpinnen kann.

Aber dies alte Mütterchen, dem nichts weiter fehlt, als der Krückſtock Friedrich des Großen, um ihr wieder Gewiſſen und Beine zu machen, ſcheint gleichwohl noch tauſendmahl gewiſſenhafter, als die todte Mumie „das Geſchworengericht," das wir in einer Zeit ihr ſubſtituiren wollen, in welcher der liebe Gott ſelbſt ſchon zur Mumie geworden iſt, und die feierliche religiöſe Berufung auf ihn, alſo der Eid, tauſenden unſerer Zeitgenoſſen

gleichfalls als ein Popanz erſcheinen muß und wirklich erſcheint *). Aber abgeſehen hiervon, iſt ſchon das öffentliche mündliche Verfahren dabei eine unſittliche Nöthigung, und ein pſychologiſcher Akt der Ungerechtigkeit. Hierfür kann ich freilich kein, heut zu Tage allein maaßgebendes Zeugniß irgend eines Studenten oder Zeitungsſchreibers beibringen, aber wohl das Zeugniß eines Mannes der trotz ſeines langen Zopfes doch noch in guter Erinnerung lebt, nämlich des oben gedachten Friedrich des Großen. Er ſagt **):

*) „Und wirklich erſcheint" So ſehr ich hiervon längſt im Stillen überzeugt war; ſo traute ich doch kaum meinen Augen, als ich dieſer Tage las: daß in der Frankfurter National-Verſammlung ſogar, und zwar in der Sitzung vom 22. Auguſt ein gewiſſer Herr Vogt „jeden Glauben als Hemmniß der Bildung" betrachtet und ausdrücklich im Namen ſeiner Partei, d. i. der ganzen Linken **„ſich von Allem losſagt, was Religion heißt."**

Dabei beklagt ſich Herr Vogt zugleich, wie früher Herr Blum: daß man die Miniſter nicht aus ihren Reihen genommen; denn die Zukunft gehöre ihnen doch! (Beilage zu Nr. 167 der Stettiner Zeitung vom 29. Auguſt 1848.)

Bravo! da kommts mit einem Male zu Tage! Die Berliner Linke wird ſchwerlich anders denken, aber nur klüger ſein, und es nicht vor der Zeit durch ihre Stimmführer ausſchwatzen laſſen; denn, um im Preußiſchen Miniſter zu werden, dürfte man jetzt und in Zukunft wenigſtens den Glauben an Gott für erforderlich halten, und unſer fromme und gewiſſenhafte König einen ſolchen Miniſterkandidaten der ſich öffentlich mit ſeiner Vieh-Philoſophie brüſtete, mit ſammt ſeinem Portefeville aus der Thüre werfen laſſen. —

Erwägſt du aber hiebei, lieber Leſer, daß faſt überall gerade die Linke es iſt, welche trotz jenem offenen Geſtändniß auf „Geſchworenengerichte" dringt; ſo frage ich dich zugleich auf Pflicht und Gewiſſen: ob noch an dem zu zweifeln iſt, was ich geſprochen und ob wir nicht in der That der tiefſten Barbarei mit Rieſenſchritten entgegen gehen müſſen? —

Wie können ein Arndt, Uhland u. ſ. w. es länger in dieſer Verſammlung aushalten? Fort, oder ihr ſeid keine Deutſche mehr! —

**) Werke des Philoſophen von Sansſouci Thl. II. S. 393. Deutſch. Berlin bei Wever 1752.

„Nichts iſt gefährlicher, als der mündliche Vortrag eines beredeten Mannes, der die Kunſt verſteht, die Leidenſchaften zu erregen (hört, hört!). Ein ſolcher Sachwalter bemächtigt ſich der Gemüther der Richter, zieht ſie ganz in ſein Intereſſe, erſchüttert ſie, reißt ſie mit ſich fort und das Blendwerk des Gefühls verdunkelt die Wahrheit. Lycurg und Solon verboten dieſe Arten der Ueberredung beiderſeits den Sachwaltern ꝛc. Preußen hat den Gebrauch Griechenlands befolgt, und ſind die gefährlichen Künſte der Beredſamkeit aus ſeinen Gerichtsreden verbannt; ſo hat es das der Weisheit des Großkanzlers zu danken, deſſen Biederkeit, Einſicht und unermüdliche Thätigkeit den griechiſchen und römiſchen Republiken zu der Zeit würde Ehre gemacht haben, als ſie an großen Männern am fruchtbarſten waren."

So ſpricht Friedrich der Große, und belegt dabei mit Beiſpielen aus den Alten die Beſtechlichkeit des Gefühls bei den Richtern, und wenn wir uns an die Erfahrungen der jüngſten Gegenwart z. B. in dem ſkandalöſen Polenproceß erinnern; ſo werden wir bekennen müſſen, daß nicht Friedrich der Große ſondern wir den Zopf theils ſchon wirklich tragen, theils ihn uns allgemein anhangen wollen. Nein, nein, da tauſendmal lieber das Mütterchen mit den lateiniſchen Vocabeln!

Hier ſollte ich nun auch mit Mehrerem der communiſtiſchen Beſtrebungen gedenken, welche von nichtswürdigen franzöſiſchen Schriftſtellern aufgewärmt, heut zu Tage auch die deutſche Welt bewegen. Allein alle Vernünftigen, und für dieſe habe ich nur geſchrieben, ſehen von ſelbſt ein, daß unſere literariſchen Proletarier durch dieſe Vorſchläge, die keineswegs neu, ſondern uralt ſind und nirgendwo, weder im alten Rom, noch in der jungen chriſtlichen Kirche von Jeruſalem auf die Dauer verwirklicht werden konnten; daß unſere literariſchen Proletarier ſage ich, durch dieſe Vorſchläge nur die Verwirrung mehren und für ſich ſelbſt im Trüben fiſchen wollen. Denn, was aus unſerm ſocialen Leben werden würde, wenn wir mit allen Poſaunenengeln unſerer Zuchthäuſer, mit allen Huren, Säufern, Spielern und faulen Müßiggängern theilen wollten, das leuchtet auch Jeder-

mann ohne Beweis von ſelbſt ein, nur etwa jenen radicalen ſchriftſtelleriſchen Vagabunden nicht.

Aus dieſem Allen geht nun von ſelbſt hervor, was von unſerm politiſchen Fortſchritt zu hoffen. Von der Vereinigung Deutſchlands, dieſem ſchönen, aber immer, ohne die größte Ungerechtigkeit, ohne die blutigſten Kriege, ohne die gewaltſamſte Verſchmelzung der verſchiedenſten volksthümlichen Elemente zu verwirklichende Ideal, hier kein Wort; nur von dem politiſchen Fortſchritt, den die zu Recht beſtehenden deutſchen Staaten, inſonderheit Preußen von ihren conſtituirenden Landtagen zu erwarten haben. Das große Wort des Ex-Miniſters der Juſtiz, des Herrn v. Savigny „unſere Zeit iſt nicht fähig zur Geſetzgebung" ſehen wir immer mehr zur haarſträubenden Wirklichkeit werden. Mehr von Gott verlaſſen, als der Preußiſche conſtituirende Landtag, iſt wohl ſchwerlich eine große Volksverſammlung je geweſen, wie ja auch das ganze Vaterland ſchon eingeſehen hat, und täglich mehr und mehr einzuſehen beginnt. Die Herren haben bis jetzt (Ausgangs Auguſt) im eigentlichſten Sinne des Worts „Nichts" gethan und das iſt noch ihr größtes Verdienſt. Werden ſie erſt Etwas thun, und inſonderheit, werden ſie ſich, wie aus manchen Anzeichen zu befürchten ſteht, vom hiſtoriſchen Boden losreißen; ſo ſind wir Alle verloren.

Höret, o ich beſchwöre Euch, höret die Worte, welche ein Mann geſprochen, dem die Mit- wie die Nachwelt einſtimmig den Namen des Großen verliehen, der unſterbliche Gründer des Preußiſchen Staates und der ewige Stolz ſeines bis jetzt ſo herrlich blühenden Volkes, Friederich der zweite!

„Diejenigen, ſagt er *), die eine genaue Kenntniß von der Art erlangen wollen, wie man Geſetze einführen oder aufheben muß, können ſie nur aus der Geſchichte ſchöpfen. Aus dieſer erſehen wir, daß alle Nationen beſondere Geſetze gehabt haben, daß ſelbige nach und nach ſind eingeführt worden,

*) Ueber die Gründe, Geſetze einzuführen und abzuſchaffen a. a. O. S. 347.

und daß die Menſchen ſtets viel Zeit gebraucht haben, um zu etwas Vernünftigem zu gelangen." (Hört, hört!)

Aber ſchwerlich wird man den großen König hören, ſondern ſich überſtürzen, gemäß dem Ausſpruch des alten römiſchen Dichters*): „wenn die Narren einen Fehler vermeiden wollen, rennen ſie in den entgegengeſetzten;" und aus dem veralteten Polizeiſtaat, wie ihr ihn nennt, wird ein Barbarenſtaat werden, in welchem das allgemeine Hühnergegackel der Geſetzgeber, wie es bereits in Millionen Zeitungen und Localblättern erſchallt, zugleich jeder Kunſt und Wiſſenſchaft das Garaus machen wird. Hierzu werden die ſogenannten verantwortlichen Miniſter, wie ſie in den beliebten conſtitutionellen Staaten fungiren, das ihrige redlich beitragen. Denn, wie iſt es möglich, daß da, wo dieſe höchſten Vorſteher der Verwaltung wie das Wetter wechſeln, ein Staat gedeihen kann?

Wenn du, lieber Leſer, etwa der Chef eines großen Fabrikweſens biſt, und die alle 8 oder 14 Tage einen neuen Factor wählſt, dem du Alles anvertrauſt, wie die conſtitutionellen Fürſten unſerer Zeit ihren verantwortlichen Miniſtern, wird da dein Geſchäft je in Blüthe kommen und gedeihen können? wird es im Gegentheil nicht, je mehr es blühete, deſto mehr bei jedem Wechſel verkümmern, beſonders wenn du deine Factoren nicht nach deinem eigenen Sinn wählen darfſt, ſondern nach den Acclamationen deiner Arbeiter, wie jetzt die Fürſten ihre Miniſter nach den Acclamationen des ſouverainen Pöbels?

Scheint dir dieſes zutreffende Bild gleichwohl nicht zutreffend genug, ſo höre was derſelbe große Friedrich über derlei Miniſterwechſel ſagt. Nachdem er denſelben a. a. O. S. 149 als einen gefährlichen Fehler, als unbegrenzten Leichtſinn der Fürſten dargeſtellt, fährt er fort:

„Fürſten von Ueberlegung kennen die Menſchen beſſer und wiſſen, daß ſie insgeſammt den Stempel der Menſchlichkeit tragen, daß nichts in der Welt vollkommen iſt, daß große Eigen-

*) Horaz.

ſchaften mit großen Fehlern ſo zu ſagen im Gleichgewicht ſtehen und daß der Mann von Genie von Allem Nutzen ziehen muß. Deshalb behalten ſie ihre Miniſter mit ihren guten und böſen Eigenſchaften bei (Pflichtwidrigkeiten ausgenommen) und ziehen diejenigen, welche ſie ergründet haben, den neuen vor, die ſie haben könnten; ſo wie geſchickte Tonkünſtler weit lieber Inſtrumente ſpielen, deren Stärke und Schwäche ihnen bekannt iſt, als neue, deren Güte ſie nicht kennen."

Geſellt ſich nun zu dieſem fortwährenden Miniſterwechſel unſerer conſtitutionellen Staaten als nothwendige Folge des Ehrgeizes noch die Beſtechung, deren ich oben gedacht; ſo muß unſere politiſche Freiheit bald der einer Hammelheerde gleichen, die einigen Leithammeln zu folgen gewohnt iſt, und ohne zu ahnen, daß dieſe ſeit Kurzem der heiße Sonnenſtich närriſch gemacht, ſich nach wie vor auf ihr Gebläke in Trab ſetzt, die Schwänze einzieht, bä, bä, bä, d. h. zu deutſch Fortſchritt, Fortſchritt, Fortſchritt ſchreiet, kühnmuthig hintenausſchlägt und nun durch Dick und Dünn wie blind und beſeſſen ſich mit den Leithammeln in den Abgrund ſtürzt.

Ach und wir waren auf ſo gutem Wege wie der meiſten andern, ſo auch des politiſchen Fortſchritts. Inſonderheit das Patent vom 3ten Februar 1847, welches unſer vortreffliche König gab, würde uns gefördert haben, wie wenige Völker der Erde. Es zeugte in jeder Sylbe von der tiefſten Weisheit; denn wie es dem Volk Gelegenheit gab, in dem hiſtoriſchen, und man könnte ſagen auch naturgemäßen ſtändiſchen Organismus, ſich frei und kräftig in allen ſeinen Gliedern zu entwickeln, hielt es gleichmäßig die nothwendige Einheit des Regimentes feſt, und bedachte die Rechte des Hauptes nicht minder, als die der Glieder.

Aber da kamen die franzöſiſchen Leithammel und ſchrieen bä, bä, bä! und gleich zogen die deutſchen Schaafe auch wieder die Schwänze zwiſchen die Beine und blöketen ihr bä, bä, bä! zu deutſch: Fortſchritt, Fortſchritt, Fortſchritt! nach, daß ihrer tauſende dafür bereits mit zerbrochenen Gliedern im Abgrund

liegen und andere tauſende ihnen folgen, und ſterbend beim Blick auf ihre verwaiſten Lämmer noch die Errungenſchaften ihrer wahnſinnigen Leithammel vermaledeien werden. Freilich, ich weiß es wohl, man ſucht Euch einzureden: jede Uebergangsperiode, wie auch die unſrige, hätte nothwendig Uebelſtände im Gefolge, die ſich aber bald auf das Erfreulichſte und Wohlthätigſte ausgleichen würden. Recht, ſo macht's der Radicalismus auf tauſendfach verſchiedene Weiſe, um uns zu kirren und zu ködern. An irgend eine moraliſche Idee, oder an irgend eine Wahrheit, einen Erfahrungsſatz und dergleichen muß er jederzeit anknüpfen, weil der Menſch, eben weil er Menſch iſt und das Ebenbild Gottes auch noch in ſeiner tiefſten Verblendung und ſittlichen Verſunkenheit nicht gänzlich entbehrt, ſich ſo wenig aller Moralität als aller Vernunft entſchlagen kann. Hat er nun aber irgend ſolchen Satz als Köder hingeſtellt, dann verdeckt er ihn dermaßen durch das Unkraut ſeiner Sophismen, wovon wir oben die Probe geſehen haben, daß zum Theil ſehr ſcharfe Augen erforderlich ſind, um darunter das lauernde Fuchseiſen gewahr zu werden.

Denn wodurch ſoll unſern Uebelſtänden abgeholfen werden? durch das bå, bå, bå Geſchrei in unſren Zeitungen? Und wie lange ſoll die Uebergangsperiode dauern, die uns das paradieſiſche Glück der Freiheit bringt, von dem man faſelt? In Frankreich dauert dieſe Periode nun 60 Jahre, und obgleich das ganze Volk nächſtens wird anfangen müſſen nackt zu gehen, wie Adam und Eva, will man dort doch immer noch nicht, wie im Paradieſe, das erſehnte Gold finden, noch Bedellion oder den Edelſtein Onyx, ſondern O Nichts als etwa Straßenſteine zu neuen Barrikaden! Ja wahrlich, der Onyx 1. Moſ. 2, 12 iſt zu einem O Nichts geworden, und wird es vielleicht für alle Zeiten bleiben! —

Nun ſiehſt du hoffentlich ein, lieber Leſer, was du von den Stichwörtern zu halten haſt, womit die modernen Preßbengel dich alle Tage in deinem Hunger zu ſättigen ſuchen und zu welchen ſeit einiger Zeit das neue, noch weit dummere Wort

„Errungenſchaft“ gekommen iſt, das ich aber mit mehreren anderen ähnlichen, hier der Kürze halber übergehe. Denn wie ſeit wenig Monden deine Errungenſchaften zu Verklungenſchaften geworden, das wirſt du ſelbſt am beſten wiſſen, wenn du an deine Taſche greifſt und nur den paradieſiſchen Edelſtein „O Nichts“ drin findeſt. Auch in der meinigen iſt er anzutreffen und mit meiner ganzen Familie faſt erliegend unter dem Druck der Zeit, zwinge ich mich nur da zu ſcherzen, wo ich weinen ſollte.

Was haben wir nun unter dieſen traurigen Umſtänden, als wahrhaft gewiſſenhafte und vernünftige Menſchen zu thun?

Von unſern conſtituirenden Verſammlungen, das ſieht jeder Vernünftige ein, haben wir gar nichts zu erwarten, als wachſendes Elend. Dies gilt von Frankfurt, Wien wie Berlin. Unglücklichere Wahlgeſetze hat es nie gegeben. Die Sünden des Miniſteriums Camphauſen, deren ich oben gedacht, werden aber erſt in ihrer ganzen ſchrecklichen Folge für Preußen zu Tage treten, ſobald das Mondkalb der neuen Verfaſſung unter dem fortwährenden Interpelliren der geräuſchvollen Wochenſtube zu Tage geboren iſt. Denn, wenn es wahr, daß das Verhältniß der Beſitzloſen zu den Beſitzenden bei uns ſich wie 3 zu 1 verhält, werden die erſteren den letzteren durch Stimmenmehrheit die unerträglichſten Laſten aufbürden, blos um unſere, in den Provinzen ſo außerordentlich glücklichen Tagelöhner und Büdner bei den Haaren zu noch größerem Glücke zu ziehen und dagegen Adel und Gutsbeſitzer auf das Abſichtlichſte und Gewiſſeſte zu ſtürzen. Wird nun zugleich, wie beabſichtigt zu werden ſcheint, das Pfarr- und Kirchengut zum Beſten des Staates eingezogen, werden die Reallaſten ohne entſprechende Entſchädigung abgelöſt, desgleichen die Domainen und Forſten parcellirt; kurz ein Akt des Wahnſinns und der Ungerechtigkeit auf den andern gehäuft, ſo ſteht zu befürchten, daß der Aufſtand aller Enden und Orten plötzlich und mit einem Schlage ausbricht, wie denn tauſende von Gutsbeſitzern in dieſem Augenblicke auch ſchon jenes entſetzlichen Momentes

in Stichparade erharren. Denn die atheiſtiſche, radicale, wühleriſche Bande, welche auch in der conſtituirenden Verſammlung ihre Stimmführer zu haben ſcheint, die beiläufig geſagt, den hohen Nationalverſammelten aus der noblen Klaſſe der Halbbauern, Büdner und Pferdeknechte, die zum Theil nicht ihren Namen ſchreiben können, bei jeder Abſtimmung immer heimlich zuflüſtern ſollen: „ſagen Sie ja, oder ſagen Sie nein!“ unſere radicale Bande ſage ich, trachtet natürlich nach dem höchſten Glück der Welt, das iſt nach der Gemeinſchaft unſers Geldes und unſerer Weiber, und darum müſſen vor allen Dingen erſt Adel und Prieſter über Bord, nach dem Grundſatz den ihre Geiſtesverwandten ſchon bei der erſten franzöſiſchen Revolution ausgeſprochen: „ehe der letzte Ariſtokrat nicht in den Därmen des letzten Prieſters aufgehängt wird, kann es nicht beſſer werden auf Erden.“ Freilich ward es dadurch in Frankreich nicht beſſer, als man Adel und Prieſter wirklich beſeitigt, ſondern im Gegentheil tauſendmal ſchlechter; man ſchritt ſyſtematiſch vor zur Zerſtörung nicht blos aller Religion und ihrer Denkmäler, ſondern aller Kunſt, Wiſſenſchaft und Kultur, ja des Handels ſelbſt. „denn Handel“ antwortete Couthon den Lyoner Kaufleuten, die ihn um Rettung anflehten, „erzeugt Wohlſtand, Wohlſtand erzeugt Verderbniß der Sitten und dieſes den Verfall der Republiken. Darum weg mit dem Handel.“ Und nach gleichen Grundſätzen lautete die Anweiſung welche Collot d'Herbois ſeinen Bevollmächtigten gab: „Alles iſt denen erlaubt, die im Sinne der Revolution handeln. Handelt groß; nehmt Alles, was ein Bürger Ueberflüſſiges hat; helft uns große Maaßregeln ausführen. Keine Rückſichten müſſen euch hindern, weder Alter noch Geſchlecht, noch Verwandtſchaft. Man muß Nichts, als allein die Sansculotten ehren! *)“

Meineſt du, daß ich übertreibe, daß es dahin mit unſerer Freiheit nimmer kommen könne; ſo bitte ich dich, lies die nachfolgenden Worte des großen Römers Cicero, die er faſt wörtlich

*) Menzel, Geſchichte unſerer Zeit I, 452.

dem großen Griechen Plato wiederholt*) und dann entſcheide, ob ſie nicht gewiſſermaßen eine Weiſſagung auf alle unſre modernen Zuſtände ſind, und ob der Pöbel ſich nicht gleich bleibt zu allen Zeiten und an allen Orten? — Sie können dir zugleich als eine Recapitulation alles bisher Geſagten dienen:

„Wenn einmal" ſagt er „der unerſättliche Schlund des Volkes nach Freiheit dürſtet und lechzt, und ihm böswillige Schenken eine, nicht durch gehörige Miſchung gemäßigte, ſondern allzu unvermiſchte Freiheit zur Stillung ſeines Durſtes zu trinken gegeben; dann verfolgt es (zuvörderſt) die Beamten und Vornehmen, wenn ſie nicht äußerſt gelind und gemäßigt ſind und ihm die Freiheit in vollen Zügen einzuſchlürfen geben; es macht ihnen Beſchuldigungen und Vorwürfe, heißt ſie Ariſtokraten, Tyrannen ꝛc.

Wer noch den Vornehmen gehorcht, den verfolgt in einer ſolchen Stimmung das Volk, und nennt ſolche „freiwillige Sclaven"; (hört, hört) diejenigen dagegen, welche als Beamte ſich ganz den Privatleuten gleichſtellen und diejenigen Privatleute, welche es zu machen wiſſen, daß zwiſchen einem Privatmann und einem Beamten aller Unterſchied verſchwindet, die preiſt es hoch und überhäuft ſie mit Ehre. Die Freiheit verbreitet ſich bald überall hin, ſo daß auch in keinem Privathauſe mehr Ein Gebieter iſt und ſich dieſe Seuche ſelbſt bis auf die Thiere herab erſtreckt, daß am Ende gar der Vater den Sohn fürchtet, der Sohn ſich nichts aus dem Vater macht (hört, hört!), daß der Lehrer die Schüler fürchtet und ihnen ſchmeichelt; die Schüler dagegen ihre Lehrer verachten, (hört, hört!) daß die Jünglinge ſich ſoviel herausnehmen, als die Alten, die Alten aber ſich zu den Spielen der Jünglinge herablaſſen, um ihnen nicht verhaßt und läſtig zu ſein (o ich bitte Euch, hört): wovon denn die Folge iſt, daß auch die Sclaven ſich freier benehmen, die Frauen gleiche Rechte mit den Männern bekommen, (o ich bitte Euch, hört!) und daß

*) Cicero de repub. I, 43. Plato de repub. VIII. S. 562. Ganz ähnliche Anſichten findet man ferner bei Polybius VI, 3, 7 wie beim Ariſtoteles Rep. II, 12; III, 11.

bei ſo allgemeiner Freiheit auch die Hunde und Pferde, am Ende gar die Eſel frei ſind und ſo anrennen, daß man ihnen aus dem Wege gehen muß.

Die Folge dieſer ſchrankenloſen Freiheit iſt dann zuletzt die, daß die Gemüther der Bürger ſo empfindlich und reizbar werden, daß ſie, ſobald nur mit dem geringſten Ernſt auf die Befolgung eines Gebots gedrungen wird, aufbrauſen und es nicht ertragen können, worauf ſie dann auch anfangen, die Geſetze nicht mehr zu achten, um ganz und gar keinen Herren mehr über ſich zu haben." (O ich bitte Euch hört!) Und weiterhin fährt er fort: „Es geht darum aus jenem Freiheitsrauſche der Tyrann hervor (hört! hört!) und in ſeinem Gefolge die ungerechteſte und härteſte Dienſtbarkeit. Denn aus dieſem unbändigen, oder vielmehr thieriſch-wilden Volke, wird gewöhnlich Einer gegen jene ſchon geſchwächten und ihres hohen Ranges beraubten Vornehmen, zum Anführer gewählt (wer denkt hier nicht an Napoleon?) ein verwegener und niedrigen Leidenſchaften fröhnender Menſch, der mit Frechheit, oft um den Staat wohlverdiente Männer verfolgt, Eigenes und Fremdes dem Volke als Geſchenk preisgiebt und weil er als Privatmann ſich vor gerechter Vergeltung fürchten muß, ſo giebt man ihm Oberbefehlshaberſtellen, verlängert ſie nach ihrer Umlaufzeit (z. B. demſelben Napoleon) ja geſtattet ihm gar, wie zu Athen dem Piſiſtratus eine Leibwache und ſo wird dann ein ſolcher der Tyrann deſſelben Volkes, das ihn aus dem Staube empor gehoben hat. (O ich bitte euch, hört!) Gelingt es den wahren Vaterlandsfreunden, was oft geſchieht, ihn zu überwältigen, dann erholt ſich der Staat zu neuem Leben; ſtürzen ihn dagegen freche Abentheurer, dann bilden dieſe zuſammen eine Faction und man hat nur eine andere Art von Tyrannen. So fangen den Staat und die Verfaſſung, die Tyrannen, wie einen Spielball, aus der Hand der Könige auf; von jenen wieder entweder die Ariſtokraten, oder die Demokraten, und von dieſen dann entweder die Faktionen, oder wiederum Tyrannen und nie erhält ſich dieſelbe Form der Staatsverfaſſung in der Länge gleich."

Siehe, lieber Leſer, ſo ſpreche nicht ich zu dir, ſondern ſo ſprechen die mehr als zweitauſendjährigen Lehrer der Menſchheit, ſo ſprechen Cicero, Plato, Ariſtoteles, ja Thucydides, Polybius, Livius faſt alle, wenn auch nicht mit denſelben, doch mit ähnlichen Worten. Willſt du dieſen nicht hören, und willſt du gleichzeitig nicht achten auf die ewigen und unveränderlichen Geſetze des menſchlichen Herzens, auf die ich dich gleichfalls verwieſen, gelten dir die Worte des Studenten Schnüffel, Schnöffel, Töffel oder wie der Bengel heißt, der ja wohl kaum um den Schnabel beſtäubt iſt, gilt dir das Hallogeſchrei der Berliner dummen Jungen und literariſchen Rinnſtein-Helden, von denen es zweifelhaft iſt, ob ſie mehr durch pöbelhafte Niederträchtigkeit der Geſinnung, oder durch pöbelhafte Armuth des Gedankens excelliren, gelten dir dieſe alle mehr, ſage ich, als jene unvergleichlichen, ewigen Lehrer der civiliſirten Menſchheit; dann iſt dir nicht zu helfen, dann nur mit dem Onyx in der Taſche und mit dem Bä-bä-Geſchrei hinab mit dir in den Abgrund! —

Aber eben aus dem Gange der Betrachtung, die ich eingeſchlagen, dich zu überzeugen, darf ich hoffen, du wirſt in mir keinen eitlen Klugredner ſehen, wie ſie unſere Zeit gleich Pilzen hervorbringt, und darum auch auf den wohlgemeinten Rath hören, den ich dir jetzt in der drohenden Gewitterſchwüle unſerer Zeit und unſers Vaterlandes ertheile.

Mein erſter Rath iſt: kehre wieder zurück zu dem Gott deiner Väter.

Der vulgaire Rationalismus, die Lichtfreundſchaft, der Deutſch-Katholicismus, und wie die Ausgeburten des modernen Zeitgeiſtes weiter heißen mögen, werden dein Gewiſſen nimmer auf die rechte Stunde ſtellen, deren Name „Ewigkeit“ iſt. Sie ſind alle mehr oder minder reine Vernunft-Religion; doch die Vernunft iſt ſo eingerichtet, daß ſie nie mit Inbrunſt das anzubeten vermag, was ſie ſelbſt geſchaffen. Denn es kömmt ihr immer vor, ſie könne und müſſe noch wei-

ter gehen*); daher, wie oben bemerkt worden, zuletzt nur das Resultat Max Stirners das einzig consequente Ziel der sich gemach von aller Offenbarung lossagenden und sich selbst überlassenen Vernunft ist, nämlich die Religion des Viehes, des Wolfs und der Hyäne, der Egoismus!

Aber sagst du: sind denn die, auf positivem Grunde fußenden Religionspartheien minder uneinig, als jene? Es ist leider wahr, und daß dem wirklich so ist, muß als das größte Uebel der Reformation betrachtet werden. Jedoch stimmen sämmtliche positive Religionspartheien darin überein: daß sie das apostolische Symbolum als den Grund ihres Glaubens annehmen; daher wie man sich erinnern wird, vor Kurzem auch so viele Stimmen unserer Wühler laut wurden, um ihnen endlich auch diesen letzten Anhalt zu verdächtigen und zu untergraben **). In Folge dessen bekennen sie denn auch alle einstimmig von Christo, was Petrus bekannte, Apostelgeschichte 4, 12: „daß nämlich in keinem andern Heil sei, auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden;" in Folge dessen prüfen sie nach 1. Joh. 4, 2 die Geister ob sie von Gott sind und gläuben nach der dort gegebenen Regel, daß ein jeglicher

*) Lies die Worte des großen Kritikers P. Beyle: Jedermann hat bei dem Gebrauche seiner Vernunft des göttlichen Beistandes nöthig. Denn ohne denselben ist sie eine verführerische Wegweiserin, und man kann die Philosophie mit den ätzenden Pulvern vergleichen, welche nach Verzehrung des wilden Fleisches einer Wunde, das gute Fleisch angreifen, die Knochen anfressen und sie bis aufs Mark zernagen würden. Zuerst widerlegt die Philosophie die Irrthümer, wenn man sie aber hiebei nicht aufhält; so greift sie die Wahrheit selbst an, und wenn man sie nach ihrer Phantasie handeln läßt, so geht sie so weit, daß sie nicht mehr weiß, wo sie ist, noch wo sie einen Ruheplatz finden soll."

Dictionnaire c. v. Acosta. G.

**) Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Streit weiter einzugehen, und verweise ich den Leser, welchen die Sache interessirt, auf folgende kleine Schrift: Ueber die Bedeutung des apostolischen Symbolums ꝛc. von Dr. A. G. Rudelbach, Leipzig, 1844.

ißt, der da bekennet daß Jesus Christus in das Fleisch gekom-
n (das heißt: daß Christus sowohl wahrhaftiger Mensch von
Jungfrau Maria, als wahrhaftiger Gott vom Vater in
igkeit geboren worden) der auch von Gott geboren, oder ein
klicher Christ sei. Wie sehr alle positiven Religionspartheien
her auch im Einzelnen auseinander gehen mögen, in der
uptsache stimmen sie sämmtlich zusammen, denn wenn ihre
abene Tricolore: „Vater, Sohn und heiliger Geist" entfaltet
rd, halten sie alle betend die Arme gen Himmel und lassen
müthig das große und laute Kriegsgeschrei „Erlösung"
gen Tod und Teufel hören.

Hiemit müssen sie sich, bei der Schwäche des menschlichen
eistes einstweilen zufrieden stellen, bis es Gott gefällt sie gänz-
h zu einen, und sich inzwischen damit trösten, daß es den
postel Paulus schon freute, wenn nur Christus gepredigt
urde, mochte dies selbst von Irrlehrern geschehen, Philip-
er 1, 15 — 18, daß mithin, wie der Herr selber sagt, Alle die
n ihn gläuben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben
aben. Joh. 3, 16. Dagegen stimmen diejenigen, welche sich
it dem apostolischen Bekenntniß von jedem positiven Glaubens-
runde mehr oder minder losgerissen haben, in keinem einzl-
en Punkte überein, es möchte denn die Negation sein, und ihr
erderblichster Irrthum ist der: daß die Menschen erst nach
800 Jahren dahinter hätten kommen sollen, was Christenthum
ei. Dies ist ein Unglück und zwar ein Unglück, welches nicht
los wir Theologen beklagen; nein, selbst ein Mann, der eben
nicht als Christ bekannt war, aber durch die Größe seines
Geistes ganz geeignet ist, bei allen Partheien meiner Leser Ver-
trauen in sein Urtheil zu erwecken, Göthe, läßt sich darüber
also vernehmen*):

„Noch läßt sich das Ende von jenen unerfreulichen Geistes-
verirrungen schwerlich ab und voraus sehen, die seit der Refor-

*) Göthe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt von Johan-
nes Falk. S. 82 f.

mation dadurch bei uns entſtanden, daß man die Myſterien der Religion dem Volke preis gab und ſie eben dadurch der Spitzfindigkeit aller einſeitigen Verſtandesurtheile bloßſtellte. Das Maaß des gemeinen Menſchenverſtandes iſt wahrlich nicht ſo groß, daß man ihm eine ſo ungeheure Aufgabe zumuthen könnte, es zum Schiedsrichter in ſolchen Dingen zu erwählen (hört, hört!). Die Myſterien, beſonders die Dogmen der chriſtlichen Religion, eignen ſich zu Gegenſtänden der tiefſten Philoſophie, und nur eine poſitive Einkleidung iſt es, die ſie von jenen unterſcheidet."

Und weiterhin:

„Das Volk aber begnügt ſich meiſt damit, einigen recht lauten Vorſprechern das, was es von ihnen gehört hat, ebenſo laut wieder nachzuſprechen. (O hört, es gilt heut zu Tage in der Religion, wie in der Politik!) Dadurch werden dann freilich die ſeltſamſten Erſcheinungen herbeigeführt und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter, ziemlich roher Menſch, verſpottet oft in ſeiner Seichtigkeit einen Gegenſtand, vor dem ſich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den erſten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würde (hört, hört!). Die Reſultate der Philoſophie, der Politik und der Religion (oder wie es heißen müßte: der Theologie) ſollen billig dem Volke zu gute kommen; das Volk ſelbſt aber ſoll man weder zu Philoſophen, noch zu Prieſtern, noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts!" —

Hierauf höre ich mir Tauſende die Antwort ertheilen: dem möge immer ſein, wie du ſagſt, aber ich kann nicht gegen die Ausſprüche meiner Vernunft glauben. Gut; ich verdamme dich nicht, denn ich bin ſelbſt ein armes, der göttlichen Gnade bedürftiges Geſchöpf und weiß gar wohl wie wahr Paulus ſpricht 2. Theſſal. 2, 2: „Der Glaube iſt nicht Jedermanns Ding" ein Wort, das nie mehr entſchuldigende Rückſicht bei Gott finden dürfte, als in unſerer zerwürfnißvollen Zeit.

Nur darum bitte ich dich, lieber Leſer, als dein wahrhaftiger Freund, impfe deinen Kindern nicht das verderbliche Gift

deines Unglaubens ein; ſprich lieber gar nicht mit ihnen über den Gegenſtand, und wer du auch ſeiſt, Proteſtant, Katholik oder ſelbſt Jude, vertraue ſie nur ſolchen Lehrern an, die auf poſitivem Grunde fußen, das heißt, die offenbarungsgläubig ſind. Denn kein wahreres Bild, als was ich oben gegeben: der Glaube iſt die Blüthe, die Moral die Frucht an dem Baume unſers Lebens. Nun werden zwar viele Blüthen, wie in der Natur, ohne Frucht zu ſetzen abfallen, gleichwohl iſt aber wie dort die Blüthe, ſo hier der Glaube, das erſte Erforderniß zur Frucht, das heißt zu jedem wahrhaft edlen Leben. *) Deshalb brauchſt du deine Kinder ſo wenig zu Pietiſten zu bilden, wenn du Proteſtant, als zu Mönchen und Nonnen, wenn du Katholik biſt. Denn nur ſo, und nur ſo allein wirſt du eine neuere beſſere Zeit, wirſt du den wahrhaftigen Fortſchritt herbeiführen helfen; durch den Unglauben nimmer. Aus der Familie muß das Heil hervorgehen, denn der ganze Staat iſt nichts, als ein Verein von Familien, und darum wie in erſterer nothwendig der Gehorſam und die Ehrfurcht gegen die Aeltern aufhört, wenn der craſſe Unglaube in ihr das Panier erhoben, ſo, nach dem oben Geſagten, in dem letzteren der Gehorſam und die Ehrfurcht gegen die angebornen Fürſten, und alle Unzufriedenheit der grollenden Menge muß ſich, wie wirs denn ſehen, allein an dem Staate Luft machen, weil der Menſch ſein Schickſal nicht mehr an eine höhere Leitung knüpft, ſondern die Glückſeligkeit da ſucht, wo ſie nimmer zu finden.

Zum andern rathe ich dir, lieber Leſer, wirf den ganzen Journalismus in den Winkel, und halte dich an eine politiſche Zeitung, die wahlmeinend die Bewegungen des Tages beobachtet. Schon längſt hat der unglückſelige Journalismus wie eine Schling- und Wucherpflanze unſre ganze, herrliche Literatur zu

*) Vortrefflich ſpricht daher auch F. H. Jacobi, den man den deutſchen Plato genannt, und den Göthe oben zu den erſten Zierden der Nation rechnet; „Nur ſoviel iſt Gutes am Menſchen, nur inſoweit iſt er ſich und Andern etwas werth, als er Fähigkeit zu ahnden und zu glauben hat. Allwills Briefſammlung S. 368.

erſticken gedroht; ſeit der franzöſiſchen Februar-Revolution jedoch, wirft er aller Orten und Enden, und ſelbſt in dem elendeſten Krähwinkel, ſo üppige und geile Schößlinge, daß wir, wenn es ſo bleibt, auch der Barbarei in Kunſt und Wiſſenſchaft mit Rieſenſchritten wieder zueilen werden. Dieſer ſtinkende Pfuhl jeder geiſtigen Gemeinheit iſt das rechte Fahrwaſſer unſerer radikalen Tageshelden, die wohl wiſſen, daß ſie auf der klaren, hohen, herrlichen See des Gedankens rettungslos zu Grunde gehen. Von hier aus lüften die Gimpel den Wimpel: „Bedürfniß, Fortſchritt," oder welches Stichwort ſie ſonſt auf ihre trügeriſche Flagge ſetzen und locken die dummen Gründlinge und Stinte in ihr papiernes Netz.

Es iſt mir immer ein pſychologiſches Räthſel geweſen, wie es Menſchen geben kann, die täglich 3 bis 4 Zeitungen und außerdem noch eine Menge anderer Journale leſen. Wenn das nicht ein Selbſtmord des Geiſtes iſt, ſo giebt es keinen. Schon der Uebelſtand, daß in unſerm ganzen Journalismus, mit Inbegriff aller Zeitungen, Alles unlogiſch, wie Kraut und Rüben durcheinander liegt, läßt uns nie zu einer klaren Rückerinnerung des Geleſenen kommen; der Kopf wird uns am Abend wie ein Bienenſchwarm ſummen, und wie in dieſem oft 3 oder 4 unruhige Weiſel, werden die Sophismen, welche aufzulöſen wir weder Zeit, noch Luſt, noch Kenntniß genug beſaßen, nur allein deutlich in ihm tuten, und ſo bei jedem Zubettgehen, bis endlich, wenn wir nicht ganz auf unſerer Hut ſind, die Leithammel-, das iſt, die leitende Artikel-Philoſophie, ſo allmählich und ſo unmerklich in unſern Geiſt einwächſt, wie die Abendkoſt, welche wir genießen, in unſern Körper. Dies iſt die Urſache, daß Hunderte täglich ihre Anſichten ändern und dieſe oft nicht ſo lange ungewechſelt laſſen, als ihr Hemde.

Darum fort mit allem Journalismus! Anſtatt unſern unſterblichen Geiſt zu ſpeiſen, wozu uns in der Zeit unſerer bisherigen Bildungshöhe mehr Mittel als je geboten ſind, vergiften wir ihn durch dies heilloſe Naſchwerk. Ich habe in meinem Leben, außer einigen theologiſchen, kein einziges, geſchweige

ein äſthetiſches Journal geleſen und halte nie mehr, als eine Zeitung. Folge mir, lieber Leſer! So wirſt du Zeit für höhere Geiſtesnahrung gewinnen, und dir bald zu Muthe ſein, wie einem Menſchen, der aus der Küche eines Kranken-Hospitals in die, eines Königs tritt, und keine ſophiſtiſchen Weiſel werden mehr des Abends in deinem Kopfe tuten *).

Zum dritten rathe ich dir: ſchließe dich feſt an deine angebornen Fürſten mit allen Faſern deines Herzens, denn Deutſchlands größter Reichthum beſteht in ihnen. Wären ihrer nicht ſo viele, ſo würde die radicale Bande vielleicht durchdringen; jetzt aber hat das Vaterland mehr als 34 Gewitterableiter, und unſer größtes Unglück, eine Republik, iſt ſo leicht nicht zu befahren. Erinnere dich, was ich oben über Republiken in der Zeit unſers Fortſchritts geſagt habe und ſchaue dabei auf Frankreich, die Schweiz, Mittel- und Südamerika, ja auf Nord-Amerika ſelbſt, das vielbewunderte. Was iſt ſein Herrlichſtes und Höchſtes? Sein Präſident und ſeine Dollars! — Für alles Höhere, als da ſind Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft ꝛc. hat es keinen Sinn und wenn die Ferkel erſt wieder in der großen Scheune werden zuſammengerückt ſein und ſich vermehrt haben, werden wir noch Wunderdinge erleben, wie ſie das Fundament des ungöttlichen Staates unterwühlen. Was hat alſo eine Republik unſerer Zeit vor den monarchiſchen Staaten voraus? Nichts, gar nichts; ſie iſt überall im Rückſtande, und ſelbſt die dem Pöbel ſo vielfach angeprieſene größere Wohlfeilheit der Verwaltung iſt eine Chimeire. In Preußen trafen auf den Kopf jährlich 3 Thlr. Abgaben; in Frankreich bis zum Sturz Louis Philipps 13¾ Thlr. In dem freien Frankreich ſchmachten ferner Künſtler, die in Rom (ſage in Rom!) den erſten Preis gewonnen haben, in dieſem Augenblick im Erdkarren, ſtatt deſſen Cornelius in Berlin, trotz ſeiner wahrhaft unſinnigen Pinſeleien in der Vorhalle des Muſeums, eingedenk ſeiner werthvolleren Leiſtungen, von

*) Die neue Preußiſche Zeitung, herausgegeben von Wagner, ſcheint ein wohldenkendes, ſehr zu empfehlendes Blatt.

königlicher Munificenz überſchüttet iſt. Und ſo iſts in München, Weimar, Dresden ꝛc. überall das monarchiſche Syſtem, welches Kunſt und Wiſſenſchaft unter ſeine ſchützenden Flügel genommen; wogegen ſie in den republikaniſchen Staaten verkümmern, weil dort Nichts zur Geltung kömmt als Dollars und das große Maul.

Jedoch, um nicht nöthig zu haben, meine Beweismittel für das monarchiſche Syſtem über die geſteckten Grenzen dieſes Büchleins auszudehnen, führe ich dir, lieber Leſer, nach meiner eingeſchlagenen Weiſe, wieder das Urtheil einiger großen Männer an. Ich wähle dafür aber keine Höflinge, keine Poeten, oder andere Schmeichler der Fürſten, ſondern republikaniſche Staatsmänner und Gelehrte erſter Größe. So ſpricht der mehrfach erwähnte Cicero, der wie wir wiſſen, in den blühendſten Zeiten der römiſchen Republik das Ruder führte, oder ſo läßt er vielmehr ſeinen Scipio ſprechen *): „Soll ich durchaus eine und zwar eine einfache Form der Staatsverfaſſung vorziehen, ſo möchte ich die königliche gut heißen und vor allen ihr Beifall ſchenken. Bei Nennung dieſer erſten Form tritt uns gleich der, ſo zu ſagen natürliche Name eines Königs entgegen, der für ſeine Bürger, wie für ſeine Kinder ſorgt, und mit mehr Eifer auf ihre Erhaltung, als auf ihre Unterjochung bedacht iſt. — —

Und dieſe Anſicht bekommt ein großes Gewicht durch viele Zeugen (wenn man anders Alle, Viele nennen will) indem die Stimmen der Völker (hört, hört!) ſich ſo ausgeſprochen haben: „Nichts ſei beſſer als ein König, da ja nach dem allgemeinen Glauben auch alle Götter durch die Obmacht eines Einzigen regiert werden.“ Und weiterhin:

Darum nannten ſie die, denen ſie geſetzmäßig gehorchten, nicht Herren und Gebieter, ja nicht einmal Könige, ſondern Hüter des Vaterlandes, ja Väter und Götter. Und nicht ohne Grund, denn was ſetzten ſie hinzu?

*) De republica I, 35.

„Du ja zogſt uns hervor an das Licht des Lebens und Daſeins!*)“

O Preußen, Preußen, auf wen paſſen dieſe unvergleichlichen Worte mehr, als auf Euch? Denn haben Euch der große Kurfürſt, der große Friedrich und der gerechte Friedrich Wilhelm der dritte nicht wahrhaft hevorgezogen an das Licht des Lebens und Daſeins? O Preußen, Preußen und das wolltet und könntet Ihr je vergeſſen, und denjenigen noch ferner einen Augenblick Eure Ohren leihen, die Euch wieder hinabzuſtürzen ſuchen

„in die Nacht des Todes und Nichtſeins?“

und ohne Scheu und Schaam öffentlich demokratiſche Vereine in Eurer fürſtenherrlichen Hauptſtadt errichten?

Aber, lieber Leſer, ſolls beſſer werden, ſo müſſen wir uns nicht blos mit allen Faſern unſers Herzens an unſre eingebornen Fürſten ſchließen, ſondern auch mit vereinten Kräften dahin trachten, daß Volk und Fürſt die gleichen Rechte gewinne. In allen conſtitutionellen Syſtemen, wie ſie bis jetzt vorliegen, iſt aber die Gewalt des Volkes überwiegend. Dadurch wird die Regierung geſchwächt, und wie es die Erfahrung bewieſen, bringt eine Unzufriedenheit in der Hauptſtadt oft die verderblichſten Bewegungen gegen die höchſten Staatsautoritäten, gegen die Kammern, ja gegen den Fürſten ſelbſt hervor. Hieraus kommt denn tauſendfaches Elend über das Land, wie wir an Frankreich, an Spanien und Portugall, ja an uns ſelbſt gewahr werden. Rechnen wir hierzu noch das Beſtechungsſyſtem, deſſen ich oben gedachte und das in allen conſtitutionellen Staaten bei der Eitelkeit, dem Ehrgeiz und der Herrſchſucht des menſchlichen Herzens einreißen muß, wie endlich den traurigen Uebelſtand, daß in derlei Staaten das verderbliche Drängen zur Republik noch weit allgemeiner iſt, als in den rein — monarchiſchen (z. B. in Baden, Würtemberg, Baiern, Sachſen weit allgemeiner als in Preußen;) ſo müſſen wir uns das Bekenntniß ablegen: alle unſere bis-

*) Aehnlich urtheilte Ariſtoteles I, 2. III, 14 rep. Isocrates, Nicocles ed. Lang S. 36 und 40, Polybius V, 2. Plato de rep. IV. am Schluſſe, alſo ſämmtlich Republikaner und, wie Cicero, Geiſter erſter Größe. Aber welcher Größe Geiſter ſind die Herren Hecker, Zitz und Conſorten? —

herigen conſtitutionellen Syſteme taugen nichts, weil es ihnen an einem ſelbſtſtändigen und vermittelnden Organismus zwiſchen Volk und Fürſten fehlt. Wie dieſer jedoch einzurichten, weiß ich nicht, ich fühle mich zu ſchwach zum Geſetzgeber. In England beſteht er in dem reichen Adel, den wir jedoch in Deutſchland nicht blos ſchon gänzlich ruinirt haben, ſondern ihn ſogar auszurotten trachten. Schon der allgemeine Neid, mit welchem man dieſen Stand heut zu Tage verfolgt, zeigt, wie ſehr ſein Werth im Stillen anerkannt wird. Denn ich beneide ſelbſt an Andern nur das, was einen Werth hat, den ich ſelbſt entbehre. Talent, Geſinnungstüchtigkeit, Geſchicklichkeit ꝛc. werden daher heut zu Tage faſt gar nicht mehr beneidet, weil ſie jeder zu beſitzen wähnt, und die ganze Welt voll genialer Schmeißfliegen ſchwärmt, aber nicht ſo voll Edelleute. Summa: daß er kein Edelmann iſt, glaubt jeder Bürgerliche ohne Beweis, daß er aber ein Dummkopf iſt, glaubt Niemand, auch mit Beweis. Mithin iſt die Autorität der Geburt auch ſchlechterdings nicht durch die, des Talents und der Intelligenz zu erſetzen, obgleich beide an und für ſich genommen, weit höher ſtehen, als der Adel der Geburt.

Es bliebe alſo, um dem Pöbel zu imponiren, gleichviel, ob dem gelehrten oder ungelehrten, nichts anders übrig als das Geld. Denn wem es fehlt, der glaubt es auch ohne Beweis, wie wem der Adel fehlt. Aber leider haben wir kein Geld mehr und wenn wir es hätten, ſo iſt der Geldadel der unausſtehlichſte von allen, was auch allgemein anerkannt iſt, und ſchon Cicero behauptet wenn er ſagt: keine Staatsform gewährt einen widerlicheren Anblick, als die, in der die Begütertſten für die Beſten gelten *).

Ebenſo iſt die Autorität des geiſtlichen Standes, ſowohl in der katholiſchen, als der proteſtantiſchen Kirche gebrochen, um ſich vermittelnd zwiſchen Volk und Fürſten zu ſtellen. Wie erſetzen wir nun jenes Mittelglied zwiſchen beiden, das England

*) De republ. I, 34.

beſitzt, und dem es hauptſächlich ſeine Ruhe und ſeine Größe zu verdanken ſcheint?

Ich ſage wiederholt, ich weiß es nicht, es ſcheint unerſetzlich und darum ſind meine Befürchtungen für die Zukunft auch ſo trübe. Das Volk iſt ſo unerſättlich in ſeinen Wünſchen, als der Abgrund des Meeres. Eine Revolution wird der andern um ſo gewiſſer folgen, als nun auch ſogar in Preußen die Todesſtrafe aufgehoben iſt, und der Aufrührer, im ſchlimmſten Falle, nichts anders zu fürchten hat, als einige Jahre Gefängniß und das kaum, da er hoffen darf, mit der nächſten Staatsveränderung ſchon wieder erlöſt, ja an die Spitze der Verwaltung gehoben zu werden. Aber dies wird noch gar nicht die traurigſte Folge jener ekeln, franzöſiſchen Nachäfferei ſein. Eine weit gefährlichere, woran unſere weiche, weibiſche Geſetzgebung freilich nicht gedacht hat, wird ſich bald darin zeigen, daß das Volk bei jedem todeswürdigen Verbrechen anfangen wird, die blutigſte Selbſtrache zu üben, wie wir hievon ſchon ein Beiſpiel neulich in Neuſtadt-Eberswalde ſahen, wo ein Herumtreiber einen achtbaren Bürger mit einem Meſſer erſtochen hatte und dafür von dem wüthenden Volke zu Tode geſteinigt wurde. Denn das Geſetz der Wiedervergeltung „Auge um Auge, Zahn um Zahn" 2. Moſ. 21, 24. ſcheint zu jenen Urgeſetzen zu gehören, von welchen der Apoſtel ſagt, daß ſie unſeren Herzen eingeſchrieben wären und heben wir es thörigt auf, ſo wird es das Volk ſicher zurückführen. Ja nicht blos die Hefe des Volkes wird es, ſondern Gebildet und Ungebildet in gleichem Maaße! Denn ſprich, lieber Leſer, wenn dein Kind, dein Weib, oder ein ſonſt dir theurer Menſch, für die Zukunft von einem Böſewicht erſchlagen wird, wirſt du dich damit begnügen, ihn dem alten ſchwachen Mütterlein, der Juſtiz zu überliefern, die ihn mit thränenden Augen empfänge, gar nicht einmal mehr vor lauter Liebe einen Stock für ſeinen Buckel, geſchweige ein Beil für ſeinen Hals hat, ſondern ſich damit zufrieden ſtellt, ihm auf meilenlangen Acten einen Verſorgungsſchein für das Zuchthaus zu ſchreiben? In den allermeiſten Fällen begnügſt du dich ſicher nicht damit

Was wird nun aber der rohe Hause thun? Und hat er so einmal Blut geschmeckt, wird er nicht, wie ein reißendes Thier, immer weiter gehen, und bald auch bei jedem anderen Verbrechen, das ihn empört, die blutigste Selbstrache üben?*)

Nehmen wir nun noch die Gott- und Gewissenlosigkeit, den Hochmuth, den Ehrgeiz, den Eigennutz, kurz alle jene bewundernswürdigen Erweise unsers Fortschritts, deren wir oben gedacht, mit Inbegriff der tollhäuslerischen Preßfreiheit, ferner unsere deutsche Uneinigkeit, dann links die Krallen des gallischen Hahns, rechts die Fänge des sarmatischen Adlers hinzu, so scheinen wir, wie alle entarteten Völker, auf dem letzten Standpunkt unserer Bildungshöhe angekommen und nach menschlichem Dafürhalten in der That auf nichts, als die tiefste Nacht der Barbarei vorzu-

*) Daß die provisorische Regierung in Paris die Todesstrafe aufhob, um sich den Rücken zu sichern, war in ihrer verzweifelten Stellung, ein Act der Klugheit, der ihr aber wenig nützen dürfte, denn es ist eins gegen hundert zu wetten, daß die Schlächterei, und vielleicht noch entsetzlicher, als in der ersten Revolution, bald wieder beginnen wird; daß die constituirende Versammlung in Berlin ihr dies aber nachäffte, war ein reiner Act des — Gegentheils. Denn abgesehen von den Lehren des Christenthums, welche unzweifelhaft die Todesstrafe gut heißen (Matth. 26, 52, Römer 13, 4) werden alle ihre Sophismen schon dadurch zu Boden geschlagen, daß die gesammte Menschheit auf Erden, zu allen Zeiten und an allen Orten, die Todesstrafe als nothwendig erachtet hat und noch erachtet. Darum, klüger sein zu wollen, als das Gesammtgeschlecht, dem wir angehören, ist nie Weisheit, sondern immer Thorheit, wie wir oben auch an anderen Beispielen gesehen haben. Die trivialste Ansicht in diesem langen Capitel ist aber offenbar die, daß ewige Gefangenschaft für den Verbrecher eine schwere Strafe sei, als der Tod. Thoren, nur für seine Vernunft ist sie es! Aber jeder Verbrecher besteht wie ihr und ich, außerdem aus Gefühl und Phantasie und die letzteren eben sind es, welche seine Angst und mithin seine Strafe mit jedem Augenblicke mehren, welchen er dem Hochgerichte näher rückt. Der Todesstreich selbst, da habt ihr Recht, ist keine Strafe, besonders beim Enthaupten nicht, indem es sich vielleicht sogar physiologisch beweisen läßt, daß sein Schmerz gar nicht mehr zum Bewußtsein kommen kann.

ſchreiten. O wie ſchmerzlich ſehe ich jetzt immer mehr in traurige Erfüllung gehen, was ich ſchon vor 24 Jahren wie prophetiſch auf die Bildſäule Luthers geſungen:

Ach braune Männer werden einſtens weilen
Vor deinem Torſo und die Schrift beſehn,
Wie wir jetzt ſinnend vor den Trümmerſäulen
Perſepoli's und Paſargadä's ſtehn.

Was lächelt ihr des Dichters Traumgeſichte,
Der dem Verhängniß euch verfallen ſieht?
O eitle Thoren, fraget die Geſchichte,
Ob je ein Volk auf Erden es vermied?

Sank nicht die Herrlichkeit des Indus nieder
Und iſt Aegyptos reiche Flur nicht ſtumm?
Nie kehrt die Majeſtät von Tyrus wieder
Und nie das ſtarke Volk von Latium!

So ſinket ſtets im flücht'gen Tanz der Horen
So Heldenruhm, als Völkerherrlichkeit;
Denn was da lebt, das hat die Zeit geboren
Und das vertilgt auch wiederum die Zeit. *)

Gegen ſo große Uebel weiß ich außer dem, welcher tröſtend geſprochen: „ſiehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ und deß zum Zeugniß bisher auch ſeine Chriſtenheit auf Adlerſchwingen über alle Völker der Erde erhoben hat — keine andere Hülfe, als daß alle Wohlgeſinnten ſich augenblicklich in reaktionaire Klubs vereinen, in tauſend und aber tauſend Petitionen, etwa wie ſie preußiſcher Seits für die Zurückberufung des rechtſchaffenen Prinzen von Preußen aller Orten und Enden entſtanden, ihre angebornen Fürſten anrufen: ſich ſelbſt und ihre Völker vor dem ſchwindelnden Theorieenkoller unſerer konſtituirenden Profeſſoren und

*) W. Meinholds Gedichte. Leipzig bei Weber. 3te Auflage Theil I. S. 27.

Journaliſten zu erretten, zu dem Ende ſämmtliche conſtituirenden Verſammlungen, mit Inbegriff der Frankfurter, aufzulöſen, ſelbſt in einen deutſchen Fürſtencongreß zuſammen zu treten, um mit Hinzuziehung ihrer weiſeſten Räthe und ihrer alten jedoch nothwendig durch die Vertreter der Intelligenz zu erweiternden Stände eine Vereinigung Deutſchlands zu verſuchen, und gleichzeitig ihren Völkern Conſtitutionen zu entwerfen, die weder das Intereſſe des einen noch des andern Theils gefährdeten.

Dieſer Akt des Vertrauens ihrer Völker würde ſicher alle unſere Fürſten zu gleichem Vertrauen bewegen, und wir bald andere Conſtitutionen ins Leben treten ſehen, als welche die Herren in Berlin, Wien ꝛc. auszuhecken im Stande ſind. Denn, Gott ſei gedankt, es fehlt uns weder dort noch hier an weiſen Männern und wenn man preußiſcher Seits nur Bodelſchwingh und Savigny, mehrerer nicht zu erwähnen, in eine Waageſchale ſetzte und in die andere die ganze hohe Verſammlung in der Sing-Akademie; ſo ſchnellte beſagte hohe Verſammlung ohnfehlbar mit lautem Trompetentuſch und Hurrahgeſchrei und mit wehenden Rockſchößen in die Höhe!

Darum noch einmal: reaktionaire Klubs, ſobald und ſoviele als möglich. Mögen dem ſäbelbeinigen Philiſter immerhin die Kniee ſchlottern und die Haare ſich vor Entſetzen aufſträuben, wenn er das Wort „Reaktion“ hört, wie dem ſäbelbeinigen Philiſter vor 200 Jahren die Knie ſchlotterten, und die Haare ſich aufſträubten, wenn er das Wort „Hexerei“ hörte, immerhin: ich ſpreche hier nicht, wie der Titel meiner Schrift beſagt, zu vernunftfaulen Philiſtern und einfältigen Fortſchrittsthieren, ſondern zu vernünftigen Männern, welche wie jene die Zeitungen nicht für ihre Bibel und die Journaliſten für ihre Prieſter halten, noch es vor lauter löſchpapierener Weisheit ſchon vergeſſen haben, daß ſie unter ihren Fürſten ſatt waren und jetzt hungrig ſind.

Alſo nicht vor dem geſpenſtigen Wort gezittert, *) ihr adlichen und unadlichen Gutsbeſitzer, ihr Geiſtlichen aller Confeſſionen, ihr Beamten aller Klaſſen, ihr ehrlichen und arbeitſamen Bürger, ihr braven Offiziere, die ihr unſer unvergleichliches Heer an eine ſo rührende Hingebung und Geduld mit dem Hohn des rohen Pöbels zu gewöhnen wußtet, ihr vortrefflichen Männer, die ihr allein noch den Jüngling zu ziehen und ihm Gehorſam zu lehren verſteht, was unſere Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten längſt nicht mehr vermochten: auf meine Herren und meine Brüder! ich beſchwöre Euch bei dem wankenden Wohl unſers theuren, deutſchen Vaterlandes, bei der rächenden Nacht der Barbarei, welche die abtrünnigen Völker Jeſu Chriſti zu verſchlingen droht, bei dem heiligen Schatten unſerer großen Hohenſtaufen, bei dem heiligen Schatten unſerer großen Hohenzollern, die ächzend und wehklagend um das erhabene Rüſthaus ihrer geſchändeten Waffen und ihrer geſchändeten Trophäen ſchweben: bei dem Ruhme des großen Kurfürſten, bei dem Ruhme des großen Friedrich, bei dem Ruhme des gerechten und großen Friedrich Wilhelm, die, uns Preußen hervorgezogen: „an das Licht des Lebens und Daſeins", auf meine Herren und meine Brüder, ſchnell und eilend auf, und reaktionäre Klubs aller Orten und Enden gegründet! Der Fortſchritt muß von den Fürſten und nicht vom Pöbel kommen, der Fortſchritt von den Löwen und nicht von den Schaafen.

Und nun zuletzt ihr, die ihr bis dahin feige zurückgetreten und geſchwiegen, ihr Männer mit großem und volltönendem Namen, tretet endlich öffentlich und muthig unter das arme, verführte Volk und liefert den radicalen Preßbengeln die verhee-

*) Das Stichwort »Reaction« heißt bekanntlich weder im Engliſchen noch Franzöſiſchen (im claſſiſchen Latein kommt das Wort reactio gar nicht vor) »das Zurückverſetzen in den alten Stand,« wie es die ſophiſtiſche Preſſe aller Orten nimmt, ſondern in beiden Sprachen »Gegenwirkung« und daß ich nur die letztere, nicht das erſtere will, geht zwar aus meiner ganzen Darſtellung hervor, ſcheint hier aber dennoch der Böswilligen wegen, beſonders bemerkt werden zu müſſen.

rende Vorſchlacht mit den Doppelwaffen eurer Namen und eurer Gedanken.

Sie können euch höchſtens mit Koth bewerfen; aber was ſchadet das? Das ergeht wohl gehrteren Männern ſo, als ihr ſeid. Doch folget ihr mir nicht; wohlan, ſo gehe ich Geringerer auch allein kühn und muthig vorauf! Ich weiß, was ich meinem Gott, meinem König und meinem Vaterlande ſchuldig bin. Ich ſtehe und kämpfe für ſie, nicht auf dem papierenen Rechtsboden der Zeit, noch auf dem Glatteis trügeriſcher Sophismen, ſondern auf den ehernen Grundſäulen der Natur, der Religion und der Geſchichte. Und ſollten ſie dennoch alle wanken und fallen, dieſe erhabenen Säulen, ſo wanke und falle ich ſtandhaft mit. Man möge auf mich fahnden, mich hängen, oder köpfen, ich werde keinen Schritt, keinen Fuß, keinen Zoll von meinen Säulen weichen, und noch ſterbend mit dem Apoſtel ſprechen: „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er ſein Leben für uns gelaſſen und wir ſollen auch das Leben für die Brüder laſſen.“ *) Amen.

---

*) 1. Johannes 3, 16.

Dr. W. Meinhold.

Gedruckt bei H. O. Effenbarts Erben (J. T. Hagmihl) in Stettin.